PZ
31
.D4
v. 13

FT MEADE
GenColl

Die Liebe höret nimmer auf.

LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. PZ3 Copyright No.

Shelf .D4

V. 13

UNITED STATES OF AMERICA.

German Evangelical Synod of North America.

Deutsche-Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Dreizehntes Bändchen.

Die Liebe höret nimmer auf.

Erzählung von Otto Brennekam.

Eins ist not. — Nur eine Magd.

LIBRARY OF CONGRESS, COPYRIGHT JUN 21 1889 WASHINGTON.

Verlag der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

PZ.31
.I4
v13

Entered, according to act of Congress, in the year 1889,
By REV. R. WOBUS,
In trust for the German Evangelical Synod of North America.
in the office of the Librarian of Congress
at Washington, D. C.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Die Liebe höret nimmer auf.

Erzählung von Otto Brennekam.

Im Hinterstübchen der großen, prächtigen Wohnung, dort im ersten Stock der vornehmen Straße, brennt ein mattes Licht. Ein kleines Mädchen in reichem, blondem Haar schaut mit den großen, fieberglühenden Augen auf den grünen Schirm, der den hellen Schein dämpft, — und wie es im Köpfchen siedet und hämmert und pocht und das sonst so blasse Antlitz in der Krankheit Röte glüht, bittet die lechzende Zunge: „Wasser, Wasser!“ — Leise tickt die Wanduhr in gleichmäßigem Schlage; aus der Ferne tönt das auch in der Nacht nicht ruhende Leben der großen Stadt in das Krankenzimmer; im Holzwerk arbeitet unermüdlich der Wurm mit unheimlichem Picken: dem Kinde wird kein Gehör. Nur regelmäßige, tiefe Atemzüge antworten seinen Bitten. In der heimlichen Stille ist das jugendliche Mädchen sanft eingeschlafen, dem man die Hut des Kindes vertraute. Da erhebt sich die Kranke; mit den kleinen, nackten Füßchen trippelt sie mühsam zum ersehnten Labetrunk, und als sie in langen Zügen die dürstenden Lippen genetzt, bricht sie plötzlich zusammen, — und klirrend fällt die Wasserflasche zur Erde. Die Wärterin fährt aus dem süßen, festen Schlafe auf, sieht erschreckt das Kind bewußtlos neben den Scherben im Wasser liegen und trägt es schnell in sein Bett. Endlich

schlägt die Kleine wieder die Augen auf, und flehentlich bittet sie: „Johanna, schlaf nicht wieder, liebe Johanna! Ich fürchte mich. Bitte, bitte, sei nicht böse! Ich hatte so großen Durst.“ — Da hört man einen Wagen rollen; das Gefährt hält; es wird im Hause lebendig, — und bald tritt ein Herr mit einer reichgeschmückten Dame in das Zimmer. Vater und Mutter der kleinen Martha sind es, die in der Gesellschaft bei Spiel und Tanz sich vergnügten, während sie die Pflege ihres erkrankten Kindes einem halben Kinde vertrauten.

Mit schnellem Blick sieht die Mutter, was geschehen. Sie schilt laut und schrill auf die erschreckte Magd ein, der man nicht einmal ein Kind übergeben könne, — und dieses schmiegt sich ängstlich an den Vater. „Papa, Papa, Mama ist so bös. Ich fürchte mich vor der Mama!“

„Sie fürchtet sich vor der Mutter!“ flüstert der Mann leise, „vor der Mutter!“ — und ein weher Blick streift das schöne Weib, dessen Augen so zornig das arme Wesen anblitzen, dem sie ihre heilige Mutterpflicht überließ, während sie im glänzenden Saale Triumphe der Eitelkeit feierte. Endlich tritt die Mutter auch zu ihrem Kinde, während das junge Mädchen weinend beiseite steht, und will ihm beruhigend zusprechen. Aber die Kleine streckt ihr kein Ärmchen entgegen, sie schmiegt sich nur enger und zärtlicher an den Vater, indem sie die Mutter mit ängstlichen Augen anschaut. Da huscht ein Schatten des Verdrusses über jener Gesicht; sie wendet sich verstimmt ab, schärft noch einmal bei Strafe der Entlassung dem Mädchen ein, die Nacht über wach zu bleiben, und rauscht hinaus. Der Vater drückt einen Kuß auf des Kindes

Stirn und will jener folgen; da klammert es sich ängstlich und krampfhaft an ihn, daß er bleibt und mit freundlichen Worten auf sie einredet. Endlich beruhigt sie sich, faltet die kleinen, mageren Händchen und betet innig:

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand;
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.
Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu.
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn!

„Vater, nun kommt ein lieber Engel und bleibt bei mir — ja — er kommt — kommt gleich" —— und sie ist eingeschlafen. Der Mann geht hinaus, eine Thräne im Auge.

Trübe dämmert der Morgen herauf. Im kleinen Krankenstüblein erwacht Martha und blickt verstört und ängstlich um sich; das Köpfchen glüht ärger, fiebernd tasten in unruhiger Hast die zitternden Händchen. Besorgt schaut der Hausarzt, der mit dem Vater am Bette steht, auf das Kind und sagt: „Ich weiß nicht, was geschehen sein mag, die Krankheit bösartiger zu gestalten?" Johanna berichtet weinend ihre Versäumnis, und auf einen fragenden Blick des Freundes bekennt der Vater, wie er gestern, dem stürmischen Drängen seiner Frau nachgebend, zum Ballfest gefahren sei, weil beide nur an ein leichtes Unwohlsein glaubten. „Wie gewöhnlich, wie immer!" brummt der Arzt, und ein mitleidiger Blick schweift von dem schwachen Vater zu seinem vernachlässigten Kinde. „Lieber Geheimrat," wendet er sich zu jenem, „auf eine Hilfe Ihrer Frau Gemahlin ist hier doch wohl nicht zu

rechnen?" Als dieser nur mit einem vielsagenden Blick die Achseln zuckt, sagt er: „Lieber Freund, ich weiß Rat. Diesem Kinde allein dürfen und können wir die Pflege Ihrer Kranken nicht übergeben; es würde auch ihre Kräfte übersteigen, zumal eine schwere Krankheit ausgebrochen ist, die manche Nachtwache fordert. Schon gestern Abend fragte mich Schwester Marie, die treueste Seele in unserem Diakonissenhause, ängstlich nach der kleinen Martha Befinden. Sie hat das Kind von der Sonntagsschule her in ihr Herz geschlossen und bat dringend, sie zu rufen, wenn hier Hilfe not sei. Nun ist Hilfe not. Beide haben genug zu thun."

Als er den Namen „Schwester Marie" ausgesprochen, da leuchtet es über Marthas Gesicht strahlend auf; die Augen blitzen; sie breitet die Ärmchen aus und ruft flehend: „Vater, lieber Vater, Schwester Marie soll kommen, meine gute Schwester Marie!" Nur mit Mühe drückt dieser das aufgeregte Kind in die Kissen nieder mit einem Worte der Gewährung.

„Sie dürstet nach Liebe," murmelt der Arzt.

„Und muß sie bei der Fremden suchen, und findet sie bei der Fremden!" seufzt leise der Vater.

Nun stehen die beiden vor der Mutter. Sie sitzt im feinen Morgenrock und schaut mit leuchtenden Augen auf einen blühenden Knaben, der jubelnd um sie herum spielt. Wie strahlt hier ihr Blick! wie glänzt die ganze Freude der Mutterliebe, die Gott in des Weibes Herz legte, hier auf! Mit Stolz blickt sie auf ihren Liebling, der, schön, gesund und fröhlich, so ganz anders geartet ist, als das arme verwachsene Mädchen mit dem schwächlichen Körper.

Und doch heischen dessen schöne, blaue Augen aus dem bleichen Gesicht so sehnsüchtig Liebe, und mit ihren fragenden Blicken scheinen sie die anzuklagen, deren natürliche Liebe eigensüchtig an der Schönheit aufblüht und der Mißgestalt gegenüber in Scheu sich zurückzieht. Sie winkt zustimmend, als der Arzt von der neugewonnenen Helferin berichtet. Aber erschreckt springt sie auf und reißt ihren Berthold an sich, als wolle sie mit starkem Arm ihn aus der großen Gefahr reißen, als jener ihr sagt: „Kann es sein, so bringen Sie den Knaben anderweitig unter. Die Krankheit, die unter den Kindern unsrer Stadt wütet und schon manch Opfer forderte, hat auch Martha ergriffen, — und so droht hier Gefahr der Ansteckung."

Und das Ende? Die Frau flüchtet mit ihrem Knaben weit hinaus vor das Thor in das Landhaus ihrer Mutter, die da im großen Park ihren Witwensitz hat. Sie haucht einen flüchtigen Kuß auf die Stirn des kranken Mädchens und entschlüpft ihrer gefährlichen Nähe; aber den bittenden Blick nach oben zu richten, ihr Kind dem treuesten Vater betend an das Herz zu legen, vergißt sie. Sie überläßt es der Pflege der Fremden und ist beruhigt, es in der Hut der gerühmten Schwester zu wissen.

Das Gewissen findet so leicht Vorwände, wo das Herz nicht spricht. War's nicht ihre Pflicht, den Knaben der Ansteckung zu entziehen? War's drum nicht Pflicht, ihn zu geleiten, damit sie ihm nicht schade durch Verkehr mit der Kranken? Die ist ja besser versorgt bei der erfahrenen Wärterin, als wenn sie bei ihr bliebe, die von der Pflege nichts versteht, und deren üppige Kraft schaudert vor dem Anblick von Elend und Schwäche.

Der Arzt lächelte ironisch, als sie heftiger und heftiger, wie um sich selbst zu überzeugen und jeden mahnenden Ruf in sich zu übertönen, ihm die Gründe für ihr Thun vorlegte. — Bald führte er die Pflegerin der Kranken zu, nachdem auch der Vater das Haus hatte verlassen müssen, um seinem Amt und Beruf nachzugehen. Jubelnd umschlingt das Kind die bleiche, hohe Frauengestalt im schlichten schwarzen Gewande, die mit leiser, zarter Hand beruhigend über ihren Scheitel streicht. Leicht entstellt ist das schmale, weiße Gesicht von Narben, die sie nach treuer Pflege Pockenkranker in eigener Erkrankung erworben. Frieden, erarbeiteten und erbetenen Frieden, deuten die feinen Züge, und Liebe, in Himmelslicht geweihte und geheiligte Liebe, strahlen die milden, schwarzen Augen.

Treues, stilles Walten, unermüdliche Pflichterfüllung mit herzlichem Gebet in mancher langen, bangen Nacht! Zartes Wehren bei den Anfällen des Fiebers, zartes Hegen der Ermatteten, wenn sie schwach ihr Köpfchen bergen darf an der treuen Brust und Ruhe saugen aus dem Auge, das mit mütterlicher Liebe auf sie niederstrahlt! Und wenn der Vater leisen Schrittes das Zimmer betritt und dankbar und staunend die treue Pflege sieht, die sich selbst nicht genug thun kann, da zuckt Weh durch sein Herz, wenn er seines Weibes gedenkt. Forschend aber und sinnend ruht sein Auge auf der, die hier so treue Mutterpflicht übt, wiewohl sie selbst keine Mutter ist. Was bewegt ihn so seltsam? Was zieht ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt zu dem Mädchen, das mit scheuer Hast sich jeder Annäherung entzieht und zum Schweigen winkt, wenn er ein Gespräch mit ihr sucht? Was ist es?

Wieder kommt eine böse Fiebernacht. In wilden Phantasieen rast die kleine Kranke; mit weit geöffneten Augen starrt sie in das Leere, und nun — mit angstvollem Blick will sie flüchten, sich aus dem Bette stürzen. Und ob auch die Pflegerin bittet und fleht: sie will sich nicht halten lassen; — da, da mit einem Male sprudelt Martha, indem sie ringend um sich schlägt, scheltend und tobend Worte heraus, Worte, die man im Munde solches Kindes nicht vermutet, Schimpfworte, die man nur auf der Gasse, im Munde des Rohen hört; und erstarrt blickt die treue Frau in das angstvoll verzerrte und dann wieder bitterböse Gesicht. Kennt auch Martha wohl in gesunden Tagen nicht die Bedeutung der schmachvollen Worte, — woher kommen hier, in diesem Hause, solche Laute?

Und wie Marie sprachlos starrt und dann wieder angstvoll das Mädchen anruft mit flehenden, zarten Bitten, wie die ganze Liebe, die ganze Angst eines reinen Frauenherzens im Klange ihrer Stimme sich kundgiebt, da steht in der Thür ein Mann. Leise und bei dem heftigen Ringen unbemerkt, war er eingetreten. Er schlägt die Hände vor das Gesicht und weint bitterlich.

Nun kennt er sie. Nun weiß er, was er sinnend gesucht den ganzen Tag. Bei dem angstvollen Klange der Stimme erkannte er sie. So — so — in tiefem Schmerz, in heißer Liebe hat sie auch einst gerufen, da er sie verließ, die treueste Liebe von sich stieß. Marie ist's, die verlassene Braut, — die bleiche Frauengestalt dort ist das einst so blühende Mädchen. Und während die, um die er sie verlassen, ferne weilt von seinem, ihrem Kinde, — setzt jene ihre Gesundheit ein und ringt und kämpft um

seines — seines Kindes Leben. Was in solcher Stunde in des Mannes Herz tobt und quälend peinigt, wer will es schildern?

Nun liegt Martha mit halb offenen Augen in unruhigem Schlummer; die Pflegerin sitzt mit gefalteten Händen bei ihr und beobachtet mit gespanntem Blick das zuckende Antlitz — da tönt es leise mit zitternder Stimme durch den stillen Raum: „Marie!" Erschreckt wendet sie sich um, jähe Röte deckt ihr Gesicht, da sie den Mann erblickt und aus der Anrede, dem Ton seines Rufes erkennt, daß das Geheimnis ihrer Person verraten. Von Überraschung gefesselt, kann sie sich nicht erheben. Er will auf sie zustürzen; da springt sie auf und ruft angstvoll: „Stör' des Kindes Schlummer nicht! Bete um seine Genesung und Errettung! Die Krisis ist da. Von dem Verlauf dieser Nacht hängt alles ab!" Da kniet er an Marthas Bett; da betet er lange, leise, — und steht auf und wagt nicht, den Blick zu Marie zu erheben; er wankt hinaus.

Am Morgen führt der Arzt freudestrahlend den Vater zum Kinde. „Martha ist gerettet", ruft er „und Mann, Freund, wollen Sie nächst Gott e i n e m danken, so danken Sie der da, die, wie schon so oft, Übermenschliches geleistet. Ich war ein Weiberfeind; die unnützen Puppen, die singenden, spielenden, putzsüchtigen, klatschsüchtigen Weiber, die ich so oft in den Häusern der Reichen fand, hatten mir den Geschmack daran verdorben. Aber so manche Mutter am Krankenbett ihres Kindes, und dann Mädchen wie dieses, die in himmlischer Liebe leisten an Geduld, in aufopfernder, selbstvergessender Treue, was kein Mann vermag mit seiner vielgerühmten Kraft, darauf

er pocht, damit er prahlt: die haben mir den Glauben an das Weib wiedergegeben. Ich war ein Spötter und Zweifler; diese Weiber haben mir durch ihren Wandel ohne Worte auch den Glauben wiedergegeben. Ich hab's verstehen lernen und zuletzt auch erfahren an mir selbst: Ja, es ist ein lieber Vater im Himmel, und seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Geben Sie diesem Mädchen die Hand! Es hat viel für Sie gethan, mein lieber, alter Freund!"

Die beiden stehen betreten; und wie der Arzt verwundert auf sie blickt, da ringt es sich aus des Geheimrats Brust mühsam los, und stockend und stammelnd ruft er: „Freund, mehr als Sie ahnen. Sie kennen mein Leben, meine Geschichte. So wissen Sie es denn: die treue Pflegerin meines Kindes, — es ist Marie, meine verlassene Braut. Ich habe sie in dieser Nacht erkannt," — — und wieder bricht in Schluchzen seine Stimme.

Groß sieht der Arzt das erglühende Mädchen an. „Darum die Herzensangst, als ich erzählte, daß Martha erkrankt. Darum dies Drängen und Bitten, um an ihr Krankenbett zu kommen. Sein Kind — und das einer andern Mutter! Schwester, Schwester, das kriegt nur ein Weib fertig wie Sie. Ihr treibt einem alten, hartgesottenen Burschen wie ich, noch die Thränen in die Augen," — und er wischt und wischt, und „Kinder," sagt er, „ihr werdet euch noch viel zu sagen haben, was kein Dritter zu hören braucht. Machen Sie es gut, alter Freund; Sie haben viel gut zu machen. Aber nun lassen Sie Marie wieder zu der Kranken; sie bedarf der Ruhe. Und mir geben Sie ein Glas Wein! Mir ist so wunder-

lich zu Mute. Ihr findet schon noch Zeit genug zur Aussprache. Kommen Sie, kommen Sie!" Er giebt dem Mädchen die Hand und zieht seinen Freund mit sich fort.

„Also das ist Ihre Marie," ruft er, indem er ein Glas Wein hastig schlürft, „das ist die Marie, für die Sie eingetauscht haben ...."

„Freund, Doktor!"

„Verzeihung! Daß mir alter Plaudertasche auch immer der Mund mit dem Verstand davonläuft! Also Sie haben nichts mehr von ihr gewußt?"

„Nein, nein. Seit jener Stunde, wo ich sie in ihrer höchsten Not treulos verließ, ist sie aus meinem Gesichtskreis entschwunden, wie sie aus unserer Heimatsstadt entschwunden war."

„So hören Sie! Ich lernte sie hier kennen, wie sie mit ihrem Vater ankam und mich zu ihm rief, der aus dem Zusammenbruch seines Geschäfts nichts gerettet hatte als einen befleckten Namen, einen gebrochenen Körper — und dies Mädchen. Sie hat den alten Sünder gehegt und gepflegt mit bewunderungswürdiger Treue; sie hat an der Nähmaschine gesessen Tag um Tag, Nacht um Nacht, um für beide das liebe Leben zu erhalten. Sie ist nicht von ihm gewichen, als er mit ganz gelähmten Gliedern im Bette lag, als er in seiner Verbitterung und Zerfallenheit mit Gott und den Menschen sie quälte und peinigte. Wie ich sie so mit linder und doch fester Hand schalten und walten sah, — da wollte ich sie für mich gewinnen und hoffte, sie sollte mein ödes Junggesellenheim endlich einmal füllen mit Licht und Wärme; sie lehnte meinen Antrag so freundlich wie bestimmt ab. Da

wollte ich diesen Schatz haben für unser Diakonissenhaus und den Alten im Spital unterbringen. Als der aber murrend und scheltend sich weigerte und über den Undank der Kinder tobte, denen der Vater nicht früh genug sterben könnte, der alte Unhold, der sich so an seinem Kinde versündigt, — da reichte sie mir dankend die Hand und lehnte ab. ‚Die nähere Pflicht ruft,' sprach sie einfach, und stichelte und mühte sich weiter und hat den Alten bis zu seinem Tode gepflegt. Dann trat sie bei uns ein. Was sie uns und unsern Kranken ist, Sie haben es selbst erfahren. Und nun hat sie gebettelt und gequält und nicht eher geruht, bis die Oberin ihr erlaubte, in Ihr Haus zu gehen und Ihren Liebling zu pflegen, — und, Freund, sich fast zu Tode zu pflegen; und sie wußte, daß der Liebling Ihr Kind war, Ihres. Freund, die anderen Weibsleute mit ihren eingebildeten Krankheiten machen mir oft den Kopf warm; aber die hat mir mein Herz warm gemacht? Und nun lassen Sie mich hinaus! Mir wird es zu eng in der Stube, wenn ich denke, was hier für eine Mutter walten könnte; und es muß heraus, sonst muß ich alter Bursche wieder heulen, was Sie, Freund, für ein Thor waren, um nicht mehr zu sagen — nichts für ungut!" Und er eilt hinaus. Der andere aber schaut mit wehem Blick ihm nach. —

Schwester Marie steht vor dem Jugendgespielen, ihrem Vetter. „Otto, laß uns scheiden! Dein Kind ist genesen und bedarf hier meiner nicht mehr. Du verstehst, daß ich hier nicht länger weilen kann und darf, als dringend not. Lebe wohl, und Gott mit dir und den Deinen! Daß du mich doch erkannt trotz meiner Entstellung, daß

geschehen, was ich zu vermeiden wünschte, es mag wohl Gottes Wille gewesen sein, damit wir uns noch einmal in Frieden die Hand reichten!"

„Und du hast mir verziehen?"

„Otto, zuerst wollte mir fast das Herz brechen, als du von mir gingest. Aber wie durftest du dein Geschick an meines ketten, als unser Haus zusammenbrach, und aus dem Bankerott der Name meines Vaters nicht als der eines ehrenwerten Unglücklichen, sondern als der eines Fälschers — — doch genug. Ich weiß, wie man auf dich einstürmte; ich weiß, wie du gekämpft hast, und ich habe es dir gedankt. Ich habe dann in meinem Gott die Kraft gefunden, meinen einsamen Lebensweg zu gehen. Das ist heiliger Liebe Recht, ohne etwas für sich zu fordern, beten zu dürfen für des Geliebten Glück. Das ist echter Liebe Recht, zu lieben und weiter zu lieben, auch wo der Geliebte sie von sich wies. Das habe ich für dich und die Deinen gethan; das habe ich gethan, als ich auch hier wieder stand und durfte dein Kind an mein Herz drücken und der kleinen Blume Licht geben und Wärme. Und nun leb wohl!"

„So hast du dich gerächt, so? Ja, du hast in deinem Gott die Kraft gefunden, edles Mädchen. Aber mich hat mein Treubruch verfolgt und mir mein Leben verbittert. Ich nahm mir ein Weib; aber ich fand kein Herz. Eitelkeit und laute Lust sind ihr Leben, im stillen Frieden des Hauses findet sie nicht Genüge. Und im Bewußtsein meines Treubruchs, im Bewußtsein, daß ich ihr nicht mein ganzes Herz gegeben, ward ich schwach und schwächer und gab nach, wo ich widerstehen mußte. So ist unser armes

Kind, vernachlässigt von Vater und Mutter, während wir draußen weilten, aufgewachsen, oft in der Luft der Gesindestube, wohin die Magd sie führte, zwischen Kutscher und Bedienten, — und dein Entsetzen zerriß mein Herz mit, als ich die Worte hörte, die sie dort gelernt. So ward das eine Kind vernachlässigt; es verkam, eine dürftige Blume ohne den Sonnenschein mütterlicher Liebe; — so ward das andere ein verzogener Liebling, ein Knabe, der, wenn mir der Herr nicht Kraft giebt, zu hemmen noch zu rechter Zeit, aufwachsen wird ein Nagel zum Sarge derer, die ihn verzog, dessen, der es litt. Mein Gott, mein Gott, immer größer wird die Kluft, die mich von meinem Weibe trennt! Du strafst hart, aber gerecht, und lässest mich erfahren die Wahrheit des Wortes: Was der Mensch säet, das wird er ernten! Nicht an mir hat es gelegen, daß nicht dein Herz brach, — und meines bricht stückweise."

Mitleidig schaute Marie auf den gebrochenen Mann. „Otto, du sagst, du warst zu schwach. Warst du nicht vielmehr zu hart? Dein Weib stammt aus einem Hause, da nur Gott Mammon regiert. Aber des Weibes Herz erschließt sich so gern dem Geliebten. War's nicht Härte von dir, sie nicht zu dir heranzuziehen, in der Wärme deiner Liebe sie erwachen zu lassen zu neuem Leben? Deine Schwäche war Härte; lieblos war es, Mangel echter Liebe, nebenherzugehen und zu murren, statt dein Weib an dich zu ziehen und zu überwinden, die doch schließlich nur darum lernte draußen Freude suchen, weil sie nicht Befriedigung fand an des Gatten Herz." —

„Konnte ich es denn, dein Bild im Herzen?"

„Sie ist dein angetrautes Weib. Du hast ihr am Altar Treue geschworen, und so ist, was du dein Unglück nennst, deine Verschuldung. Werde jetzt deinem Weibe, was du ihm sein sollst und, Otto, ich weiß es, sein kannst! Gott mit euch, wie ich bei euch sein werde mit meinen Gebeten, meinen heißen Gebeten für ein neues Leben in Liebe und Frieden! Nimm dein wiedergeschenktes Kind an dein Herz, und leg es an das Herz deiner Frau. Gott, der aus Todesgefahr Leben schenkte, wird dir bei ernstem Wollen auch Kraft schenken, an der Armen gut zu machen, was ihr verdarbet. Mach mir mein Herz nicht schwer! Störe den Frieden nicht, den ich in meinem Gott fand. Gott mit euch! Leb wohl!"

Da öffnet sich schnell die Thür, und herein eilt der Arzt, stürmisch erregt. „Nun hat die Flucht, alle Absperrung auch nicht geholfen. Auch Ihr Berthold zeigt die ersten Spuren der bösen Krankheit. Ihre Frau ist vor Angst außer sich. Kommen Sie schnell, schnell!"

Ein langer, bittender Blick des erschreckten Vaters trifft Schwester Marie, und schnell bereit bittet sie: „Darf ich auch dort helfen?"

„Auch dort? Schwester, sind Sie von Sinnen? Jetzt, wo Erholung und Erhaltung Ihre einzige Pflicht ist? Sofort nach Haus und dort ..... "

„Tot geängstigt, Herr Doktor! Es ist *sein* Kind!"

„Ja, sein Kind. Mädchen, Sie machen mit mir, was Sie wollen. Es ist gegen mein Gewissen."

„Gegen Ihr Gewissen, dem Kinde eine Pflegerin zu geben, die vielleicht dort noch mit Gottes Hilfe ein krankes Herz heilen kann, und die mit dem Herzen pflegt?"

„Und sich verpflegt?“

„Ist's Gottes Wille, warum nicht! Setzen Sie in Ihrem schönen Beruf nicht wie wir täglich Ihr Leben ein, indem Sie es der Ansteckung aussetzen?“

„So kommen Sie, und Gott verzeihe mir, daß ich Ihnen gegenüber ein alter, schwacher Narr bin.“

Mit rotgeweinten Augen empfängt die Mutter die Kommenden; dann läuft sie händeringend umher; dann reißt sie wieder das fiebernde Kind aus dem Bett, drückt es an ihre Brust und weint und jammert und klagt. Schwester Marie aber hat nun zwei zu pflegen, eine vor Angst fast wahnsinnige Mutter und deren Kind, und — ein krankes Kind zu bewahren vor dem Unverstand, der in wildem Schmerz retten will, wo nur Stillesein und betendes Hoffen bei treuer Pflege bewahren kann. —

Bange Nächte, schwere Tage, — und nun steht im dunkel verhangenen Zimmer ein mit Blumen geschmückter Sarg; ein Knabe liegt darin, einen Kranz im Haar, Blumen in den Händen. Der weinende Vater hält ein Weib umschlungen, das thränenlos mit brennenden Augen auf den Liebling blickt, und ein bleiches Mädchen hält Martha an der Hand. Dann hallen wie aus weiter Ferne die Trostworte des Geistlichen. Jetzt wollen die Träger den Sarg schließen. Da reißt sich die Mutter aus ihres Gatten Arm; da umfaßt sie ihr totes Kind und will es zu sich emporheben — und bricht mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zusammen. —

Abgezehrt und abgemattet liegt nach Wochen heftigen Fiebers, das lange ihren Schmerz dem Bewußtsein entrückte, die arme Frau im Bett, und noch weilt bei ihr die

treue Pflegerin. Und wieder klagt jene, und wieder ruft sie nach ihrem verlorenen Kinde, und wieder murrt sie: „Wenn es einen Gott im Himmel giebt, warum mußte er mir meinen blühenden Sohn nehmen und mir lassen das arme, elende Kind?“ Da greift die Schwester nach einem neben ihr liegenden Buche und liest, wie schon in mancher einsamen Stunde, mit sanfter Stimme, die sich lindernd in die Wogen der Erregung senkt: „Der Abend sank nieder mit seinen Schatten. Im fernen Walde heulten die Wölfe. Der Hirte trieb seine Herde heim in den schützenden Stall. Da war ein Mutterschaf, das wollte nicht hinein, weil sein Lämmlein noch immer lustig zurücksprang; es wußte ja nichts von den Wölfen, die draußen lauerten, es zu zerreißen. Da griff der Hirte das Lamm und trug es hinein, und nun folgte die Mutter gar eilig und gern.“

„Und die Mutter bin ich?“

Schwester Marie nickte stillschweigend.

„Und der Hirte?“

„Der Heiland!“

„Und der Schafstall?“

„Der Himmel!“

„Und mein Heiland nahm mir meinen Sohn voraus, daß ich nachfolge. Nicht tückischer Zufall war's? sondern ....“

„Ewige Liebe, die wehe thut, um zu retten, die zeitlich nimmt, um ewig zu geben.“

„Liebe? Wann habe ich Liebe erfahren? wann? Im Elternhause liebten sie nur das Geld, und mich, weil ich schön war und sie mit mir prunken konnten.“

„Und mit welcher Liebe haben Sie Ihren Berthold geliebt?“

„War er doch mein einziger Trost in der Öde. Ich flüchtete aus dem kalten Hause an meines Gatten Herz und hoffte da zu finden, wonach ich lechzte, Liebe und warmes Verständnis. Was fand ich? Ich spürte es bald. Mein Besitz hatte ihn gelockt; meine Schönheit — Fluch dem Gold und ihr! — hatte ihn gereizt; aber sein Herz, nach dem ich dürstete, das gehörte einer anderen. O wie ich sie hasse, diese andere, ob ich sie gleich nicht kenne! Da ward auch mein Herz kalt und starr. Aller Reichtum konnte mich nicht sättigen; Samt und Seide deckten ein verödetes Gemüt; mitten in lauter, betäubender Lust nagte hier, hier der Wurm. Und mein Sohn, mein schönes Kind ward allein mein Trost, mein Licht im Dunkel!“ Sie kehrte sich um und weinte bitterlich.

Die Hand, die Thränen trocknen will, muß wissen, sie rinnen zu lassen ihre Zeit. Schmilzt doch oft in Thränenflut die Starrheit dahin, die sich um ein Herz gelagert, und es bedarf seiner Zeit, bis sie geschmolzen auf den Grund. — Als das krampfhafte Schluchzen einem leisen Weinen gewichen, da tönt freundlich tröstend durch den Raum:

Wenn kleine Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein.
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sein.

Wird das nicht Freude sein,
Wenn, was der Tod entnommen,

Uns wird entgegenkommen
Und jauchzend holen ein.
Wenn fröhlich wir umfassen,
Was thränend wir verlassen,
Wird das nicht Freude sein?

Da wendet sich die Kranke heftig um. „Und das glauben Sie von Herzensgrund, wahr und wahrhaftig?"

„So wahr ich an eine göttliche Liebe glaube, die erbarmend ihrem Kinde immer wieder nachgeht, bis sie es findet. Eine Liebe, die für den Ärmsten am reichsten wird, die für den Schwächsten am stärksten ist und sich um so tiefer neigt, je tiefer wir daniederliegen. Das ist die Liebe, an der allein natürliche Liebe sich heiligen und lernen kann, was wirklich lieben heißt. Von der lernt unsere Liebe, nicht erbittert werden, auch wo sie getäuscht wird, nicht eigensinnig und eigensüchtig Liebe üben wollen nur da, wo es uns zusagt und schmeichelt, sondern wo unsere Liebe not ist. Von der lernt echte Mutterliebe das schwächste Kind am zartesten umfassen, weil's der treusten Pflege bedarf. Echte Liebe hört drum nimmer auf. Solche Liebe wird Ihnen auch das Herz Ihres Gatten gewinnen; die wird sein Herz überwinden durch Ihre Liebe zu dem armen, seinem gebrechlichen Kinde. Solche Liebe trägt Sie auf Erden schon himmelwärts, daß Sie fröhlich hoffend schauen, was Sie dereinst besitzen werden, wenn Sie nur ihn besitzen. Darum schenkte Ihnen Gottes Gnade aus schwerer Erkrankung noch einmal Leben, daß es ein Leben der Liebe werde, die den Sieg behält, weil sie zuerst sich selbst besiegte. Sie haben Ihrem Gatten Treue gelobt am Altar. Üben Sie diese Treue an ihm auch an Ihrem Kinde, — und Sie werden seine Liebe

erwerben. Wer keinen Gott hat, dem verhärtet das Leid das Herz; wer auch im Leide seines Vaters Hand hat sehen und verstehen gelernt, dem macht es das Herz weich und warm, daß neues Leben daraus keimt, Leben der verzeihenden und gewinnenden Liebe, die wir erfuhren."

Die Kranke hatte schweigend zugehört. Nun reicht sie der Freundin die Hand: „Ich will es versuchen, versuchen." Und ein neuer Thränenstrom erleichtert ihr bekümmertes Gemüt. Und siehe! Bald weilt die kleine Martha bei keinem lieber als bei der Mutter, der sie zuerst nur ängstlich und schüchtern sich genaht. Und staunend sieht der Gatte, wie in seinem Weibe ein neues Leben sich aus Kämpfen losringt. Und als er eines Tages in das Zimmer tritt, und sie zum erstenmal im Lehnstuhl weilt und ihm die abgezehrte Hand reicht, und die bleiche Lippe leise stammelt: „Vergieb, vergieb!" — da eilt Marie hinaus. Er aber kniet bei seiner Frau, birgt den Kopf in ihrem Schoß und ruft: „Du bittest um Verzeihung, wo ich — ich die größte Schuld — —." Was die Gatten sich weiter gesagt, keiner braucht es zu hören, denn der in das Verborgene schaut und seiner Kinder sich freut, die in ihm sich gefunden.

Die Pfingstglocken läuten über die Stadt; sie rufen zur Feier der ewigen Liebe, die immer wieder bittet und lockt, jahraus jahrein, ob nicht das Erbarmen, das sich neigt zu den armen Kindern, sie emporheben könne zu ihrer Rettung. Da tritt der Arzt tiefbewegt zu den beiden, die eng umschlungen mit ihrem Kinde sitzen, und auf ihr dringend Fragen ruft er nur: „Kommt, kommt! Ihr sollt eine selige Pfingstfeier sehen, selig, ob sie mir auch das Herz bricht. Kommt! Ihr wißt ja, wie nach jenen schweren Wochen, wo sie geleistet, was kein Mensch leisten kann, auch sie zusammenbrach im hitzigen Fieber, und wie ich euch nicht zu ihr lassen durfte. Nun ist die Krankheit überwunden; — aber ihre Kraft ist gebrochen. Sie hat in langen, schweren Jahren im Liebesdienst am Vater zu viel gelitten und Entbehrung ertragen bei aufreibender Arbeit; sie hat auch nachher dem geschwächten Körper zu viel zugemutet, zuletzt — ich darf's ja sagen — bei euch. Nun lischt sie langsam aus, ein heilig Feuer auf dem Altar des Herrn, ein friedlich Abendrot nach einem arbeitsreichen, reich gesegneten Tage. Kommt und nehmet ihren Liebling mit, nach dem ihr Herz sich sehnt!"

Im stillen Stübchen des Diakonissenhauses, leicht aufgerichtet in schneeweißen Kissen, liegt ein bleiches Mädchen still mit gefalteten Händen. Aufmerksam lauscht sie auf jedes Geräusch, während ihre Lippen leise murmeln. Nun werden draußen Schritte hörbar; die Schwester, die bei der Lieben weilt, huscht hinaus, — und Hand in Hand stehen sie vor ihr, die ihre Liebe zusammenführte, und Martha kniet vor ihrem Bett und küßt die zarte, durchsichtige Hand.

Ein Blick unbeschreiblichen Glücks, reinster Liebe strahlt zu den beiden hinüber, die vor tiefer Bewegung nicht Worte finden und mit nassen Augen sehen, wie aus diesem Auge schon Himmelsfreude leuchtet, die Heimat auf dies Haupt schon ihr Eigentumssiegel gedrückt hat. Nun reicht Marie ihnen die Hände entgegen: „Mich verlangte, euch noch einmal zu sehen, noch einmal aus euren Augen zu lesen, daß ihr euch zusammengefunden, euer Kind ein neues Liebesband um euch schlingt. Nun will ich gerne sterben, gerne. Hört ihr die Glocken läuten? Die lieben Engel singen mit, zum Himmel rufend. Habe Dank, habe Dank, mein Gott, daß du mich hast noch dies schauen lassen! Habe Dank für solche Pfingstfeier! Noch einmal reicht mir eure Hände! Nehmt euch aus meiner Hand noch einmal, und nehmt euer Kind auch als mein Vermächtnis an eure Liebe! Ich grüße Berthold, grüße ihn drüben — drüben." — Sie sinkt in leisen Schlummer und lächelt selig. Sie schlägt die Augen wieder auf und blickt sich verwundert um. „Ach, das war schön! Singt mir, Schwestern, singt mir mein Lied!"

Und aus dem Nebenzimmer tönt in milden Klängen:

Ach, Herr, laß dein lieb Engelein
An meinem End' die Seele mein
In Abrahams Schoß tragen:
Den Leib in sein Schlafkämmerlein
Gar sanft ohn' einig Qual und Pein
Ruhn bis am jüngsten Tage.
Alsdann vom Tod erwecke mich,
Daß meine Augen sehen dich
In aller Freud', o Gottessohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron!
Herr Jesu Christ, erhöre mich, erhöre mich!
Ich will dich preisen ewiglich.

Mit freundlichem Lächeln schlummert sie ein. Der Arzt zieht leise die Freunde aus der Stube. „Es geht zu Ende. Sie wird kaum wieder zum Bewußtsein erwachen. Geht heim und feiert Pfingsten, schöne Pfingsten, wenn auch mit Thränen im Auge, wie sie jetzt ein seliges Fest feiert!“ —

* * *

Als am Pfingstabend des folgenden Jahres die Glocken läuten, stehen unsre Freunde um ein grünend Grab, das sie reich mit Blumen schmücken. Und unter dem duftenden Kranz weißer Rosen leuchtet am Kreuz die goldene Inschrift:

Die Liebe höret nimmer auf.

Eins ist not.

I.

Anna Benker saß an einem Fenster des traulichen Wohnzimmers und hatte die aufgeschlagene Bibel vor sich. Sie las den 1. Korintherbrief durch. Der Herr Pfarrer hatte im Jungfrauenverein gesagt, es wäre gut, wenn die jungen Mädchen den Sonntag-Nachmittag dazu benützten, ganze Teile der heiligen Schrift im Zusammenhange zu lesen; dadurch bekämen sie ein besseres Verständnis fürs Bibelwort. Anna hatte sich sogleich dahinter gemacht und jeden Sonntag erst ein Evangelium und nun eine Epistel ganz durchgelesen. „Er wird sich freuen, wenn ich ihm gelegentlich sagen kann, wie fleißig ich nun die Bibel lese," dachte sie, während ihre Augen Vers um Vers überflogen. Sie war mit dem zwölften Kapitel zu Ende gekommen, nun kam das dreizehnte, vom „Lobe der Liebe". Das konnte sie nur ganz rasch überfliegen, sie hatte es schon in der Schule und nachher im Unterrichte auswendig gelernt, und der Herr Pfarrer hatte es ihnen so schön erklärt; Anna erinnerte sich, wie gerührt und mit wie guten Vorsätzen sie damals aus dem Unterrichte nach Hause gekommen war. Seitdem war sie ein gutes Stück in ihrem Christenwandel vorwärts gekommen. Wie viel Liebe übte sie doch! Das ganze Dorf wußte davon zu erzählen. Wo es zu helfen gab, da war Anna die erste.

Also weiter zum 14. Kapitel: „Vom rechten Gebrauch der geistlichen Gaben", dann kamen noch zwei Kapitel, und dann war sie fertig für heute.

Anna war noch ganz in ihre angenehmen Gedanken versunken, als die Thür aufgerissen wurde und zwei fröhliche Jungen von 8 und 10 Jahren in die Stube stürmten.

„Das war aber kalt draußen, puh," sagte Fritz und rieb sich die roten, gefühllosen Hände.

„Das Schlittschuhlaufen ging heute gut," meinte Karl. „Jetzt wollen wir aber Kaffee trinken. Anna, willst du ihn uns geben?"

„Ja, aber erst muß ich hier fertig lesen; nicht einmal am Sonntag-Nachmittag laßt ihr einem ein bißchen Ruhe."

Die Buben ließen die Köpfe hängen. „Der Vater hat doch gesagt, wir dürften pünktlich Kaffee trinken, weil wir nachher beim Eduard eingeladen sind," entgegnete Karl schüchtern.

„Das thut auch nichts, wenn ihr ein bißchen zu spät kommt," sagte Anna; „übrigens könnt ihr ihn ja selbst aus dem Rohr nehmen, aber laßt mich jetzt in Ruhe."

Fritz holte sich einen Schemel und versuchte die schwere Kanne aus der Ofenröhre zu ziehen. Er war noch ein bißchen ungeschickt, der gute Junge. Es hatte dies auch sonst nicht viel zu bedeuten, denn wenn Frida, die zweite Schwester, bei der Hand war, dann sorgte sie für alles, sie schien ganz nur für die wilden Buben auf der Welt zu sein. Glücklich hatte er die Kanne bis zum Rande hervorgezogen und wollte sie eben wegheben, als der kochende Kaffee etwas überfloß und seine Hand verbrühte. Voll Schmerz und Schrecken ließ der Junge die

Kanne fallen, und über die schöne Sonntagskleidung herunter ergoß sich ein breiter, brauner Strom auf den sauber gefegten Stubenboden. Wie angedonnert stand der arme Bursche da. Unverwandt starrte er in Annas zorngerötetes Gesicht. Er wußte wohl, es kam jetzt ein Gewitter, das ihn schrecklicher deuchte, als die verbrannten Hände. Ohne ein Wort zu verlieren, ging Anna hinaus, kam mit einem Tuch und einem Kübel Wasser zurück und fing an, die Spuren des Unglücks so gut als möglich zu tilgen. Die schöne Kleidung wurde abgerieben, der Fußboden aufgescheuert. „Und jetzt," hieß es, „marsch ins Bett, Fritz, aus der Visite wird nichts. Über das Weitere will ich dann mit dem Vater reden."

Fritz schlich betrübt davon. Ach es war ihm zu leid, daß er so ungeschickt gewesen, wie gerne hätte er Anna um Verzeihung gebeten! Aber er wagte es nicht, er wußte aus Erfahrung, daß stille gehorchen nun das beste für ihn war. Wenn doch nur Frida dagewesen wäre, dann wäre das Unglück gewiß nicht passiert! Wie kam's doch nur, daß er in Annas Gegenwart immer ungeschickt war, und bei Frida ging doch alles so glatt, und sie konnte einem so schön aus allen Verlegenheiten heraushelfen! Unter diesen Gedanken schlief er schon fest, als Anna noch in die Kammer trat, ihm die schmerzenden Hände mit nassen Tüchern umwand und dann mit einem kurzen „Gute Nacht" sich wieder entfernte. Dann schlief er fest ein und träumte von Eduards schönem neuen Spiel, und als die kleine Frida leise an sein Bett trat und einen Kuß auf seine Stirn drückte, umspielte ein glückliches Lächeln sein verweintes Gesicht.

II.

Friedrich Benker war ein angesehener Mann; er besaß in einem großen Dorfe der Schweiz einen gangbaren Laden, in dem mit Ausnahme von Eßwaren so ungefähr alles verkauft wurde, was zu den Bedürfnissen einfacher Leute gehört, wie Schreibmaterialien, Spielwaren, Kleiderstoffe, Garne und Wolle, Bänder und Faden, hunderterlei verschiedene Gegenstände. Friedrich Benker war auch ein gottesfürchtiger Mann, der seine sechs Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzog. Die beiden Ältesten waren Mädchen: Anna, eine schlanke, hübsche Jungfrau von 21 Jahren, der Stolz und die Freude seines Herzens; die 19jährige Frida, eine zarte, schüchterne, kleine Person, das Abbild der verstorbenen Mutter. Otto, der älteste der Söhne, erlernte die Handlung bei einem Freunde seines Vaters in der Hauptstadt. Er war zu Ostern konfirmiert worden und war für seine Jahre ein stattlicher und aufgeweckter Bursche; dann waren noch die drei Kleinen, Fritz, Karl und der kleine Joachim, der noch am A-B-C lernte.

Seit zwei Jahren war Benker Witwer. Er hatte seine Frau zärtlich geliebt, aber sie hatte immer so ein stilles, schüchternes Wesen gehabt, daß er sie eigentlich mehr wie ein geliebtes Kind als wie seine Frau behandelt hatte. Jahrelang war sie leidend, und als die energische Anna heranwuchs und die Schule verließ, da ging un-

merklich das Regiment im Hause von der sanften Mutter auf die Tochter über; und als erstere starb, da wurde sie wohl tief betrauert, aber die Lücke, die sie ließ, war nicht groß, wenigstens schien es so. Äußerlich ging alles im gleichen Gang; Anna dachte an alles Nötige, ordnete an, dirigierte, daß alles am Schnürchen lief, führte dem Vater die Bücher, war bald unten, bald oben, überall, wo sie am nötigsten war. Frida besorgte mit einem nicht allzu geschickten Dienstmädchen die Haushaltung und hielt sich treulich an die Vorschriften der klügeren und älteren Schwester. So ging äußerlich alles im besten Gleise. Aber eine im Hause sehnte sich fortwährend nach der Mutter, das war die Frida. Wenn gerade niemand in der Stube war, dann tropften wohl schwere Thränen auf die Näharbeit auf ihrem Schoß; sie nahm sich der Mutter Bild vom Halse und gedachte jener Stunden, da sie an ihrem Bette gesessen und ihre Hände in die abgezehrten Mutterhände gelegt hatte. Sie hatten sich mit wenig Worten so unendlich viel sagen können. Vor ihrer Mutter lag ihr ganzes Herz aufgedeckt wie ein aufgeschlagenes Buch, die Mutter verstand ihre kleinen Sorgen und Freuden, ihr Sehnen nach Liebe, die Bande, die ihre unüberwindliche Schüchternheit um sie legte; Mutter hatte alles, alles verstanden. Wer aber verstand sie jetzt? Wer glaubte überhaupt, daß hinter dem immer ruhigen, freundlichen Gesichtchen Fridas überhaupt etwas von Kämpfen und Sehnen zu suchen sei?

Seit der Mutter Tode ging Frida ganz in der Pflege der Brüder auf. Nicht, daß sie daran dachte, ihnen die Mutter zu ersetzen — des Hauses Mutter war unbestritten

Anna — aber sie ergoß auf dieselben ganz in der Stille den reichen Vorrat von Liebe, den sie in ihrer Seele trug. Frida war der Zufluchtsort für alle Kümmernisse; Frida half Karlchen bei seinen Schularbeiten; Frida flickte dem wilden Fritz die Hosen, wenn sie auf die unbegreiflichste Weise einen Riß bekommen hatten; Frida wußte immer eine Unterhaltung, wenn die Aufgaben gemacht waren; Frida war immer zur Stelle, wenn die Jungen sie wünschten. Mit Anna lebte sie auf bestem Fuße; die Schwester stand so hoch über ihr, daß es ihr gar nicht schwer fallen konnte, sich ihr unterzuordnen.

Die Leute sagten oft: Bei Benkers ist doch eine Ordnung! Man sollte es gar nicht glauben, was die Anna alles leistet; ihresgleichen kann man suchen, die hält ihre Geschwister in Ordnung. Und dem Vater ist sie ganz unentbehrlich; ein Kapitalmädchen! Da könnten sich die Luise Wolf und die Anna Schmidt und die Emma Seiler ein Beispiel nehmen!

III.

Anna stand im Laden; eine Menge Kunden waren da. Die einen wünschten für 5 Cts. Stecknadeln, die andern ein Zollmaß, die dritte eine billige Blume auf ihren Hut, der vierte eine Krawatte. Anna bediente alle mit flinker Hand, ihr wuchs kein Gras unter den Füßen. Zuletzt blieb nur noch ein kleines, etwa zwölfjähriges Mädchen übrig.

„Und was wünschest du, Herminchen?“ fragte Anna.

Herminchen wickelte aus einem Zeitungspapier ein zerrissenes Knabenhemdchen. „Mutter hat gesagt, ob Ihr noch solche Reste hättet; sie möchte Konrads Hemd noch einmal flicken, aber sie hat gar kein Zeug mehr.“

Anna nahm das abgetragene Hemdchen, fand noch Flicken dazu und reichte es dem Kinde wieder hin. „Was kostet es?“

„Nichts; wie geht's euch sonst?“

„Mutter ist wieder auf, aber es thut ihr alles so weh.“

„Gut, sage deiner Mutter, ich werde heute Abend einmal vorkommen.“

Herminchen dankte und wandte sich zur Thür. Anna betrachtete mitleidig das bleiche, kummervolle Gesicht. „Kind, hast du Hunger?“ Statt aller Antwort fing Herminchen an zu weinen.

Anna holte ein großes Stück Brot und drückte es

dem armen Kinde in die Hand. „So, nun geh'." Glückselig lief das Kind davon.

„Vater, ich möchte noch zu Linders hinüber," sagte Anna am Abend, „willst du in den Laden gehen?"

„Ja, geh' nur," war die Antwort. Anna band sich ein Tuch um, nahm einen großen Topf mit heißer Milch und eilte fort.

Im engen Stübchen fand sie Frau Linder mit ihren sieben Kindern. Hermine, Marie, Emma, Theodor, Jakob und Konrad saßen um den Tisch herum. Hermine und Marie waren mit Ausschneiden beschäftigt, die Kleinen spielten mit einem alten Domino. Frau Linder saß in einer Ecke. Auf ihrem Schoße lag ein erst vierzehn Tage altes Mägdlein, Bertha mit Namen, und atmete schwer. Die Mutter hielt den Kopf in die Hand gestützt und weinte.

„Haben denn die Kinder schon etwas zu Abend gegessen?" fragte Anna.

„Es hat jedes ein Stück Brot bekommen," war die mühsam hervorgestoßene Antwort.

„So habt ihr also keinen Hunger mehr?" wandte sich Anna an die Kinder. Die gierigen Blicke, mit welchen die armen Kinder die schöne Milch betrachteten, sagten mehr als viele Worte. „Nun, es scheint mir, die Stücke Brot seien nicht zu groß gewesen; glücklicherweise habe ich die Milch zuhause gekocht. Nun setzt euch nur gleich dahinter. Wo habt ihr eure Becherchen?"

Die waren bald bei der Hand. Anna schickte noch eins der Kinder nach Brot aus, und nach kurzer Zeit hörte

man das Klappern der Löffel. Die Kinder kicherten vor Glück und Verlegenheit, denn Fräulein Anna war für sie die größte Respektsperson, die sie kannten. „Legt Euch zu Bett, Frau Linder, ich will Euer Kleines warten," sagte Anna. Sie hatte so etwas im Ton ihrer Stimme, was keinen Widerspruch duldete. Die arme Frau suchte Einwendungen zu machen, aber sie erstarben ihr auf der Zunge. „Dazu bin ich gekommen, daß Ihr ruhen sollt, geht jetzt zu Bett; ich will die Kleine herumtragen, bis sie schläft. Wenn's dann nötig ist, so kann ich auch die Nacht hier bleiben, oder Euer Mann kann sie mir abnehmen. Er ist doch heute auf Arbeit, wie?"

„Ja, er konnte heute Holz spalten, sonst ist es jetzt jammervoll mit dem Verdienst. Seit der Boden gefroren ist, hat niemand Arbeit für die Tagelöhner, und wir müssen doch mit unsern sieben Kindern auch essen. Manchmal ist's mir, als hätte Gott unser ganz vergessen."

Die lange Rede hatte einen heftigen Hustenanfall zur Folge. Anna half der armen Frau zu Bett, dann brachte sie die Kinder zur Ruhe, das heißt, sie entkleidete sie und legte sie zu zweien auf ihre elenden Strohsäcke und deckte sie mit den alten, löchrigen Decken zu. Dann endlich setzte sie sich mit dem kleinen Kindlein in die noch leidlich warme Stube. Das arme Würmchen atmete schwer und weinte mit heiserer Stimme; es sah so elend aus, daß es Anna schien, als könne es jeden Augenblick sterben.

Als es endlich schlief, zog sie ihr Neues Testament aus der Tasche und fing an zu lesen. Aber ihre Gedanken gingen hierhin und dahin, sie blieben nicht beim Gelesenen. Gerade an dem Abend war in der „Krone" ein

Ball, sie sah die glühenden, vergnügten Gesichter ihrer Freundinnen vor sich, die da tanzten und hüpften und sprangen und sich schöne Sachen von den Herren sagen ließen. Warum war sie nicht mit dabei? Ob wohl Friedrich auch dort war? War es wirklich solche Sünde zu tanzen? Sie waren im Konfirmandenunterrichte ernstlich gewarnt worden vor dem Besuch von Tanzlokalen, und man hatte ihnen gesagt, daß sich das mit einem ernsten Christenwandel nicht vertrage. Anna hatte sich damals vorgenommen, nie an solchen Belustigungen teilzunehmen, und bis jetzt hatte sie es gehalten. Es war ihr ernst mit ihrem Christenwandel, sie wollte Gottes Gebote halten und einst in den Himmel kommen. Es war viel besser, einige irdische Freuden zu meiden, und dann der himmlischen Glückseligkeit um so sicherer zu sein. Und was hatte der Pfarrer doch noch weiter gesagt? Sie wußte es noch genau. Er hatte gesagt, ein rechter Christ verlange überhaupt nicht nach solchen Vergnügungen, er kenne höhere Freuden. Was meinte er nun mit diesen Freuden? Kirchengehen, Bibellesen, den Armen Gutes thun? Das kannte sie nun alles seit Jahren. Vor Weihnachten ging viel Zeug aus dem Laden, für das kein Geld hinein kam. Fast jeden Mittag holte eine arme Frau Suppe aus ihrer Küche. Und was that sie mit ihrem Taschengelde, das ihr ihr Vater reichlich gab? Sie verschenkte ja alles, oft so viel, daß sie kaum ihren Geschwistern etwas Ordentliches zu Weihnachten bescheren konnte. Und wie manche Nacht hatte sie bei Kranken gewacht, obgleich sie wußte, daß sie den folgenden Tag wieder mehr als genug Arbeit hatte. Also sie kannte diese höheren Freuden; sie war

deshalb glücklich, glücklicher als alle ihre Freundinnen, die sich in der „Krone“ lustig machten. War sie es wirklich? Anna seufzte. Sie hätte gerne ja gesagt; aber wenn sie ehrlich sein wollte, so mußte sie sich gestehen, daß sie nicht glücklich war. Ihr Lebensweg kam ihr oft recht düster vor, und schon manchmal hatte sie mit Neid ihrer Freundinnen gedacht, die so scherzen und lachen mochten und an jeder Kleinigkeit kindische Freude äußern konnten. „Ich bin eben anders als die andern,“ dachte sie dann; „die wandeln auf dem breiten Wege der Sünde, dessen Ende die Verdammnis ist, während ich auf dem schmalen Pfade meinem Heiland nachpilgere.“ Dieser Gedanke hatte sie dann für die Entbehrungen wieder entschädigt.

Um 9 Uhr kam Linder nach Hause. Er unterbrach ihr Sinnen. „Ach, Fräulein Anna,“ sagte er, „Sie sind hier! Gott lohn's Ihnen! Schläft meine Frau, und was macht mein armes kleines Würmchen?“

„Eure Frau schläft, und das Kindchen schläft auch. Möglicherweise muß man es aber die Nacht noch oft herumtragen. Wollt Ihr Euch seiner annehmen, Linder, damit Eure Frau schlafen kann?“

„Das kann ich schon,“ antwortete der Mann, „wenn mir auch wieder einmal die Knochen von der Arbeit wehe thun, Gott sei's gedankt. Ich mußte heute Abend noch für den Doktor, bei dem ich Holz spaltete, mit einem Briefe in die Stadt, da hab' ich noch einen Franken extra verdient. Darum bin ich auch so spät. Nun will ich Sie nur noch heimbegleiten, Fräulein Anna, so lange wird die Kleine schon noch schlafen! Gott vergelte Ihnen tau-

fendfach, was Sie an uns thun." Anna lehnte die Begleitung ab und eilte leichtfüßig nach Hause.

Frida war noch auf und hatte heißen Thee bereit, um die Schwester zu erquicken. „Du bist doch ein gutes Fridchen", sagte Anna gerührt. Dann gingen die Schwestern zur Ruhe, Fridchen glückselig über das Lob der Schwester, Anna immerhin erfreut, daß sie etwas Gutes gethan hatte.

IV.

Am andern Morgen saßen Frida und Anna im Wohnzimmer an der Näharbeit.

„Bist du sicher, daß Friedrich gestern dabei gewesen ist?“ fragte Anna ihre Schwester.

„Ja, ich sah heute Lina Köhler; die sagte, unser frommer Friedrich sei gestern gar lustig gewesen.“

Es klopfte an die Thür, und der eben Besprochene trat herein. Friedrich Thöring war ein stattlicher Mann von etwa 25 Jahren. Er hatte ein offenes, freundliches Gesicht; seines Berufes war er Glaser. Von Jugend auf hatte er mit Benkers Haus an Haus gewohnt und mit den Schwestern gute Nachbarschaft gehalten. Immer war er ihr Freund und Beschützer gewesen und verkehrte mit ihnen wie ein Bruder.

Frida begrüßte ihn mit der gewohnten Herzlichkeit, während Anna ihn kaum zu beachten schien. „Euer Vater hat mich rufen lassen, es soll ein Fenster nicht gut schließen,“ sagte Friedrich.

„Vater wird gleich kommen,“ entgegnete Frida, „setz' dich derweil ein wenig zu uns.“

„Du sollst dich ja recht lustig gemacht haben auf dem Ball,“ platzte Anna heraus.

Friedrich errötete. „O ja, lustig war's; ich glaube aber doch nicht, daß ich wieder hingehen werde.“

„Na, das wollen wir sehen; wer A gesagt hat, wird wohl auch B sagen,“ meinte Anna schnippisch.

„Nun, wenn Fräulein Anna das schon so gewiß weiß," entgegnete Friedrich aufgebracht, „dann habe ich ihr nichts mehr zu erklären."

„Ach, Friedrich, sei nicht böse," begütigte Frida schüchtern, „Anna hat's nicht so gemeint. Bitte erzähle, wie's dir gefallen hat. Es war ja auch das erste Mal, daß du dergleichen mitgemacht hast."

„Nun, wenn's dich interessiert," sagte Friedrich beruhigt, „so will ich dir das gern erzählen; viel ist nicht darüber zu sagen. Ich hatte so das Gefühl, daß unsereiner nicht recht dahin passe, das Tanzen wäre das Schlimmste nicht bei der Sache; wenn die Musik anfängt zu spielen, so juckt's einem in allen Gliedern, daß man fast mittanzen muß. Zuerst war auch alles nett und anständig. Als aber die Nacht vorrückte und man vom Tanzen und vom Wein erhitzt war, da wurden schon Witze gemacht, die nicht mehr schön waren. Die Unterhaltung bei Tische dünkte mich so fade und gehaltlos, daß mir das Tanzen noch als das Beste an der Sache vorkam. Ein paar von euren Freundinnen wurden auch so ausgelassen, daß ich dachte: spielt euch wohl der Wein einen Streich, oder kommt jetzt euer wahres Wesen zum Vorschein? Jedenfalls war ich froh, daß ihr nicht da wart, und mich sollen die Kameraden auch nicht mehr dahin bringen. An dergleichen sogenannten Vergnügungen werde ich mich nicht mehr beteiligen. Einmal und nie wieder." Damit erhob er sich, denn man hörte Vater Benker die Treppe herauf kommen, und Friedrich hatte viel zu thun.

„Das klingt ja recht schön," sagte Anna, nachdem sich Friedrich entfernt hatte; „aber wer einmal seinen Glauben

verleugnet hat, der kann's auch wieder thun, ich hätte das von Friedrich nie geglaubt."

„Aber Anna, Friedrich hat doch nichts Schlechtes gethan; du hast gehört, daß er selbst gefunden hat, er passe nicht in solche Gesellschaft."

„Lassen wir das," brach Anna das Gespräch ab, „was geht's mich schließlich an, was Friedrich thut!"

Frida traten Thränen in die Augen. Es war ihr doch schon oft gewesen, als sei Friedrich ihrer Schwester nicht so gleichgültig. Sollte nun diese unglückselige Ballgeschichte ein Zankapfel werden zwischen den Nachbarkindern, die bis dahin ununterbrochen in Frieden und Einigkeit miteinander verkehrt hatten?

„Morgen, Sonntag, kommt Otto nach Hause," nahm Anna die Unterhaltung wieder auf. „Ich weiß nicht, der Junge gefällt mir nicht recht. Er hat doch jeden Sonntag frei und könnte bei der geringen Entfernung gut jedesmal nach Hause kommen. Statt dessen kommt er nur höchstens alle Monat einmal, und dann steckt er immer bei seinen Kameraden.

„Ja," sagte Frida beklommen, „ich habe es auch schon gedacht, der arme Junge hat gewiß Heimweh zur Mutter und fühlt sich nicht mehr wohl bei uns!"

„Wenn er nur Heimweh hat," entgegnete die ältere Schwester.

Unterdessen fuhr Otto der Heimat zu. Sein Lehrherr hatte ihm ausnahmsweise schon am Samstag-Nachmittag frei gegeben, daß er einmal wieder den ganzen Sonntag zuhause sein könne. Zugleich hatte er ihm ein Briefchen an seinen Vater eingehändigt, dessen Inhalt

Otto nicht kannte, aber ahnte. Seine Gedanken waren nicht der rosigsten Art. Wald und Feld flog an ihm vorüber, er sah es nicht; und als er sein Dorf erreicht hatte, da war's ihm, als hätte er Blei an den Füßen, er konnte fast nicht aussteigen. Langsam schlenderte er dem Vaterhause zu, es zog ihn nicht zu den Seinen. Wenn nur Frida allein oben ist, dachte er, als er leise die Treppe zum Wohnzimmer erstieg. Richtig, da saß sie allein in der Stube, sie hatte eben den Kaffectisch fertig gedeckt. Als der Bruder auf der Schwelle erschien, flog sie ihm mit einem Freudenschrei entgegen. „Wie, du kommst heute schon?" rief sie aus, „wir haben dich erst morgen früh erwartet; das ist hübsch, ich will nur gleich Vater und Anna rufen."

„Laß nur," sagte Otto finster, „die kommen mir immer noch früh genug. Es ist mir recht, wenn ich noch ein Weilchen mit dir allein sein kann." Er setzte sich auf einen Schemel neben ihren Stuhl am Fenster und legte seinen Kopf auf ihren Schoß. Frida fuhr ihm liebkosend mit der Hand durchs dichte Haar.

„Ach, wenn doch die Mutter noch lebte!" seufzte Otto, und Frida merkte, wie der arme Junge mit Thränen kämpfte.

„Was ist dir doch nur?" fragte die Schwester liebreich, „es muß was passiert sein; kannst du mir's denn nicht sagen, was dir fehlt?"

„Dir möchte ich es wohl sagen, Fridchen, du mußt es doch über kurz oder lang erfahren, und ich weiß, du behältst mich doch lieb; aber was werden die andern dazu sagen?" — Er seufzte tief auf.

Eine lange Weile blieben beide still. Endlich sagte Frida: „Meinst du nicht, daß dir leichter würde, wenn du mir sagtest, was dich drückt? Wenn ich dir auch nicht helfen kann, so kann ich doch mit dir tragen.“

„Ich habe Schulden, Frida, viele Schulden,“ stieß Otto endlich hervor.

„Aber Otto, wie hast du das nur gemacht?“ fragte Frida entsetzt. „Vater giebt dir doch genügend Taschengeld, und du hast ein gutes Logis.“

„Ich will dir alles erzählen, vielleicht verachtest du mich dann weniger, als du es jetzt thust, obschon ich mich nicht entschuldigen und weißwaschen will.

Meine Hausleute, die Bergers, sind wohl rechtschaffen gegen uns Kostherren. Sie geben uns für unser Geld gutes Essen und ein rechtes Zimmer. Aber weißt du, diesen Winter hatten wir im Geschäft nicht viel zu thun, da hatten wir um sieben, manchmal schon um sechs Uhr Feierabend. Dann gingen wir nach Hause und konnten treiben, was wir wollten. Ich setzte mich immer mit einem Buch in die Wohnstube, weil mein Zimmer nicht heizbar ist; manchmal machte ich auch mit andern jungen Burschen ein Spiel. Wir merkten aber bald, daß es Frau Berger nicht lieb war, wenn wir den ganzen Abend bei ihr in der Stube saßen. Sie machte oft Bemerkungen: sie hätte dies oder das vorgehabt, das könne sie nun natürlich nicht ausführen; oder Frau N. hätte gesagt, sie würde gern am Abend manchmal zum Besuche kommen, aber sie sei ja nie allein; oder sie meinte, es sei doch schade, daß es nicht Sommer wäre, dann könnten wir spazieren gehen u. s. w.

Da wurden wir endlich böse, und Wilhelm Müller antwortete ihr: Wenn ihr so sehr daran liege, so könnten wir auch im Winter spazieren gehen. Darauf nahmen wir alle unsere Hüte und gingen fort. Zuerst bummelten wir in der Stadt herum, dann gingen wir in ein Restaurant und aßen da zu Nacht. Es gefiel uns ungemein gut, wir sangen und scherzten, was wir bei Bergers nicht so herzhaft durften, und nach der langen Kontorarbeit thut einem doch ein bißchen Fröhlichkeit auch gut. „Wir sind doch rechte Narren, daß wir jeden Abend so geistlos bei dem alten Weibe sitzen," meinte Müller, „wir wollen doch öfters hieher kommen; es kostet ja nicht viel, wenn wir einfach leben." Wir waren alle damit zufrieden, und Frau Berger schien es auch zu sein. Nach dem Kontor machten wir nun öfters Spaziergänge, und zum Schluß gingen wir dann zusammen noch ins Restaurant. Wir lernten da andere junge Leute kennen, und ich weiß nicht, wie es kam, — nach kurzer Zeit wurde jeden Abend Karten gespielt, und um immer höheren Einsatz. Ich spielte zuerst nie mit, weil ich wußte, daß Vater so etwas nicht leiden kann. Da lachten mich die andern alle aus, und es hieß: Aha, der Benker hat Angst vor seinem Alten und seinem Schwesterchen, die hat ihn ja unter dem Daumen. Komm, Otto, wir wollen dir eine Schürze umbinden. Müller machte mir Mut und sagte: „Wegen des Verlierens mußt du keine Angst haben. Ich gewinne jedesmal am folgenden Abend wieder, was ich verloren habe, so gut wird's dir zum mindesten auch gehen." So ließ ich mich denn verleiten und spielte mit. Nach einiger Zeit erklärte uns Frau Berger: sie wolle

nicht, daß wir so unregelmäßig zum Nachtessen kämen; sie habe garnichts dagegen, wenn wir immer auswärts äßen, sie wolle uns das am Kostgeld abziehen. Den andern war's recht, und ich getraute mich nicht, etwas zu sagen. Wenn ich's doch nur damals dem Vater mitgeteilt hätte! Aber mir fehlte der Mut dazu, denn ich hatte schon etliche Spielschulden und fürchtete Vaters Zorn und noch mehr Annas. Ich nahm mir vor, ich wolle nur noch spielen, bis ich meine Schulden bezahlt hätte, und dann aufhören und Vater alles sagen. Aber meine Verluste wurden immer größer, je höher ich spielte. Manchmal habe ich gebetet, Gott möge mir doch Gelingen geben, damit ich loskäme; aber vergebens. Zuletzt hatte ich solche Angst, daß ich im Geschäft kaum mehr recht arbeiten konnte, und ich glaube, dadurch wurde mein Prinzipal mißtrauisch gegen mich. Ich merkte, daß er sich bei Frau Berger nach mir erkundigt hatte, und vielleicht hat er alles herausgekriegt. Die ganze Geschichte mag wohl in dem Briefe da stehen." Er zog den Brief aus der Tasche und reichte ihn Frida hin. „Ein paarmal hätte ich ihn unterwegs schier zerrissen, aber dazu bin ich doch nicht feige genug, und dann schließlich: was würde das nützen? Einmal muß es doch heraus!" Otto stützte den Kopf in beide Hände, und die hellen Thränen rannen ihm die Backen herunter.

„Aber, Otto, ist dir denn die ganze Geschichte herzlich leid?" fragte Frida, ebenfalls weinend.

„Leid? Wenn du wüßtest, was ich in den letzten Wochen gelitten habe, und wie mir meine Sünde jeden Augenblick vergällt hat, dann müßtest du wissen, daß sie

mir leid ist. In meinem Leben rühre ich keine Karte mehr an. Und wenn ich daran denke, welchen Kummer Vater nun haben wird! es ist schrecklich!"

„Meinst du nicht, es sei das beste, wenn du dem Vater gleich nach dem Kaffee alles sagst und ihm dann den Brief giebst? Wenn du ihm alles bekennst, so wird er dir gewiß verzeihen. Ich will gern alles für dich thun, wenn meine Fürsprache etwas nützen kann."

Die Buben stürmten herein und begrüßten Otto mit lebhafter Freude, dann kamen Vater und Anna. Am Kaffeetisch wollte kein Gespräch in Fluß kommen, es schien auf allen ein Druck zu lasten. Frida wischte sich heimlich die Thränen ab, Otto starrte ins Blaue, daß er nur Vater und Anna nicht anzusehen brauchte.

„Ich möchte noch etwas mit dir reden, Vater," sagte Otto beim Aufstehen; und sie gingen zusammen in die Nebenstube. Erst stockend, dann mutiger gestand der Junge die ganze Schuld. Er beschönigte nichts und verhehlte nichts. „Und nun, Vater," schloß er, „möchte ich dich bitten, daß du mir meine ganze schwere Schuld verzeihest und mir das Geld vorstreckst, um meine Gläubiger zu befriedigen. Sobald ich so weit bin, daß ich Geld verdiene, will ich dir alles bei Heller und Pfennig zurückbezahlen. Und im übrigen darf ich dir wohl versprechen, daß ich mich mit Gottes Hilfe nun brav halten werde. Diese Wochen, die hinter mir liegen, gehören gewiß zu den schrecklichsten meines Lebens."

Friedrich Benker antwortete nicht. Otto reichte ihm den Brief des Prinzipals hin. Er enthielt ungefähr dasselbe, was Otto erzählt hatte, und schloß mit der Bemer-

kung, daß eine ernste Mahnung des Vaters hoffentlich den Burschen auf andere Wege bringen werde; falls sich aber solche Vorfälle wiederholen sollten, müsse Otto aus dem Geschäfte entlassen werden.

„Geh jetzt," sagte der Vater, „wir wollen morgen weiter zusammen reden."

Als Otto das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Benker seufzend nieder. Das hatte ihm sein Ältester, sein Lieblingssohn, angethan! Er konnte es nicht fassen. War das die Frucht seiner Erziehung, seiner Gebete und der Gebete seiner seligen Frau? Bittere Gedanken erfüllten sein Herz. Und doch, als er daran dachte, wie Otto so ehrlich, so geradeaus alles bekannt hatte und ihn so vertrauensvoll um seine Verzeihung und um Tilgung seiner Schuld gebeten hatte, konnte er, durfte er sie ihm verweigern? Otto hatte leichtsinnig gehandelt, aber schlecht war er nicht. Daß es ihm ernst war mit seinen Vorsätzen und er seine Schuld tief bereute, daran konnte er nicht zweifeln. Aber wenn er nun schwach war und wieder fehlte? Wie sollte er nur handeln? Er wollte Anna fragen, Anna wußte immer in allen Dingen Rat. Anna kam. Mit ernster Miene hörte sie die ganze Geschichte und ihres Vaters quälende Frage: Was soll ich thun? Ihr war der Weg, den man einschlagen mußte, schon ganz klar. Otto hatte sich benommen wie ein kleines Kind, das jeder Lockstimme des Bösen folgt, also mußte er auch wie ein kleines Kind behandelt werden.

„Du wirst ihn natürlich von der Stadt wegnehmen, Vater, und ins eigene Geschäft thun, damit wir ihn hier unter Aufsicht haben," sagte sie.

„Das kann ich doch wohl nicht," antwortete Benker, „es würde den Jungen zu Boden drücken, wenn er eine solche Demütigung erfahren müßte."

„Nun es ist deine Sache, Vater; wenn ich zu entscheiden hätte, ich wäre keinen Augenblick im Zweifel. Otto kann die Freiheit nicht ertragen, er ist schwach, das hat man nun gesehen, und so wird er sich von seinen Freunden wieder verführen lassen."

„Ich würde ihn von Bergers wegnehmen; ich glaube, sein Prinzipal wäre bereit, ihm in seinem eigenen Hause Logis zu geben. Dann ist er gut aufgehoben; den Jungen aus der Lehre zu nehmen, will mir fast zu hart erscheinen."

„Ich will dir nichts drein reden, Vater, aber du wirst es sehen: wenn Otto nicht eine empfindliche Züchtigung empfängt, so wird er bald meinen, sein Unrecht sei eigentlich nicht so groß gewesen, und dann — dann ist's nur ein kleiner Schritt zur Wiederholung seines Vergehens und zu noch Schlimmerem."

„Ich will mich noch besinnen," sagte Benker, „morgen wollen wir wieder davon reden."

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag schliefen nur die drei kleinen Jungen; die andern alle waren von trüben Gedanken gequält, die ihnen keine Ruhe ließen. Frida bemühte sich, beim Morgenkaffee ein freundliches Gespräch in Fluß zu bringen, aber Annas unnahbares, ernstes Gesicht ließ den Versuch nicht gelingen. Traurig zog die Familie zur Kirche, und jedes hörte auf seine eigene Weise die Predigt über den Text (1. Kor. 13, 4—7):

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht; sie stellet sich nicht ungebärdig; sie suchet nicht das Ihre; sie läßt sich nicht erbittern; sie trachtet nicht nach Schaden; sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit; sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Fridchens Angesicht glänzte; das war ihr Element, da fühlte sie sich wohl. Gottlob! daß man immer und immer wieder vergeben und liebhaben durfte. Glücklich schaute sie zu Otto hinüber, der die Worte in sich aufzusaugen schien.

Auf dem Heimwege ging Anna neben dem Vater. „Meinst du nicht, Anna," sagte dieser nachdenklich, „wir könnten noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen und Otto seine Schuld frischweg verzeihen? die Liebe glaubet und hoffet immer das Beste."

„Vater, thu, was du für recht findest; aber wenn du Otto wieder in die Gefahren der Stadt hinein lässest, so nimmst du ihn auf dein Gewissen. Wenn er wieder aufs Land und in seine Familie kommt, so ist's ja nur zu seinem Besten. Erst die Größe der Strafe wird ihm seine Sünde eindrücklich machen. Aber thu ganz, was du für recht hältst."

Annas Wille siegte. Beim Gutenachtsagen sprach Benker zu Otto: „Mein Sohn, ich will dir dein Unrecht verzeihen und deine Schulden bezahlen. Aber in die Stadt lasse ich dich nicht wieder zurück; ich habe schon an deinen Prinzipal geschrieben, du wirst deine Lehre nun im väterlichen Hause vollenden."

Otto entgegnete nichts. Er wurde bald rot, bald blaß. Alle seine Hoffnungen waren jäh mit einem Schlage zertrümmert. Er sollte nicht weiter lernen und die Welt sehen; er sollte nun immer hinter dem Ladentisch stehen und nichts thun, als Faden verkaufen und Ellen abmessen. Wie ein Träumender wankte er in seine Kammer. Er setzte sich auf einen Stuhl, um nachzudenken, aber er konnte nicht denken; es war ja alles zu Ende!

Da legten sich zwei Arme um seinen Hals, und er fühlte heiße Thränen an seiner Wange. „Otto," flüsterte eine Stimme, „sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Denke an das, was wir heute morgen gehört haben. Wir wollen treulich zusammenstehen, es kommt alles noch gut, wenn wir uns nur zu Gott halten."

„Sie ist ganz wie Mutter," dachte Otto, „sie weiß nur von Liebe. Und habe ich diese Züchtigung nicht verdient? habe ich nicht vielleicht noch härtere Strafe verdient?" Aber ach, es war doch zu bitter! Die Schande! Mit Fingern würde man auf ihn zeigen. Wenn es der Vater nur noch einmal mit ihm versucht hätte! — Allmählich wurde es ruhiger in ihm. Er konnte beten und Gott um Kraft bitten für seine neue Stellung. Auch an Anna gedachte er ohne Bitterkeit, obgleich er wußte, daß sie allein an dieser Wendung schuld war.

V.

Der Sommer war ins Land gezogen. Es grünte und blühte allenthalben, daß es eine Luft war. Im Garten hinter Benkers Hause dufteten die Rosen, und daneben in Nachbar Thörings Garten blühten Geranien und Fuchsien, Sommerflor und Levkojen. Am Zaun, der die beiden Gärten trennte, stand auf jeder Seite eine große Laube. In der einen saß vom Morgen bis zum Abend die alte Mutter Thöring; da strickte und flickte sie, oder rüstete Gemüse zu; wenn's irgend ging, trug sie ihre Arbeit hinaus in ihr Gärtchen und labte sich am Sonnenschein und Blumenduft. Oft setzte sich ihr Gatte neben sie und rauchte seine Pfeife, und am Abend kam Friedrich, ihres Herzens Stolz und Wonne; und wenn sie miteinander in der Dämmerung mitten im Grünen ihr Abendbrot verzehrten, dann hätte Mutter Thöring mit keiner Prinzessin tauschen mögen.

Dicht daneben in der Laube des Nachbargartens saßen die Schwestern. Da flog manches Wort hin und her, und die beiden Mädchen und das alte Mütterchen standen gar gut miteinander. Namentlich der kleinen Frida war die alte Frau fast wie eine Mutter, bei der sie sich oft Rat holen konnte, wenn sie nicht recht wußte, wo aus und ein. Anna konnte nicht so viel draußen sein wie Frida, weil sie oft im Laden zu thun hatte; aber am Abend kam sie und der Vater mit den Knaben auch noch auf ein Stündchen hinaus. Dann sangen die beiden Familien zusammen schöne Lieder, daß es weithin schallte und die Nachbarn

hinhorchten. Friedrichs und Annas Stimmen klangen vornehmlich schön zusammen, daß die Leute sagten: „Die passen gut zu einander, die geben sicher noch ein Paar.“

Heute stand Mutter Thöring trotz des hellsten Sonnenscheins in der Wohnstube. Sie bürstete Friedrichs Rock und seinen Hut immer von neuem, bis sie endlich ihr Werk befriedigt betrachtete und sagte: „So, Friedrich, nun geh in Gottes Namen. Und wenn's denn so deines Herzens Wunsch ist, so soll unser Segen dich begleiten.“ Sie seufzte leise, daß es Friedrich nicht hören sollte. Er hörte es aber doch und sagte lächelnd: „Wenn du auch immer meintest, es sollte anders kommen, Mutter, so ist's doch gewiß besser so; und du wirst mir meine Wahl noch danken.“ Dann ging er; sein Herz klopfte ordentlich, als er an Benkers Hausthür schellte und das Dienstmädchen fragte, ob er ein paar Worte mit Herrn Benker allein reden könnte.

Eben kamen die Knaben aus der Schule und betrachteten erstaunt Friedrich im Sonntagsrock. Dann stürmten sie in den Garten und riefen: „Anna, Frida, denkt euch, Friedrich ist vorn im Hause im Sonntagsrock und hat gefragt, ob er mit Vater ganz allein reden dürfe. Was der nur will?“

Anna errötete bis über die Schläfen. Sie ahnte wohl, was Friedrich herführte. Er hatte ihr nie besondere Aufmerksamkeit erwiesen, sondern war gegen beide Schwestern immer gleich brüderlich fröhlich gewesen; aber sie glaubte doch zu spüren, daß er ihr gut war. Seit einem halben Jahre freilich, seit jener Ballgeschichte, waren sie ein bißchen auseinander gekommen; sie wollte ihm wenigstens

durch ihr Benehmen zeigen, daß sie seine Handlungsweise damals mißbilligt habe, und war sehr kalt und zurückhaltend geworden. Sie hielt dies Benehmen für das Richtigste; wäre sie immer gleich freundlich geblieben, so hätte Friedrich denken können, sie mache ihm zuliebe Zugeständnisse; aber nein, ihr christlicher Standpunkt ging ihr über alles, und ehe sie nicht gewiß war, daß Friedrich auch über Tanz und Theater ebenso dachte wie sie, konnte von einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen nicht die Rede sein. Das alles ging ihr nun durch den Kopf, und sie wunderte sich, daß Friedrich den Mut hatte anzufragen, ehe sie ihn wieder zu einer Annäherung ermutigt hatte.

Frida hatte den Kopf tief über ihre Arbeit gebeugt, sie wollte wohl die Verlegenheit ihrer Schwester nicht sehen und dadurch noch steigern. Auf dem Kies ertönten Schritte, das Dienstmädchen kam. „Fräulein Frida möchte so gut sein und auf einen Augenblick ins Haus kommen," berichtete sie. Frida sah sie verwundert an: „Ist Besuch gekommen, oder hast du mich nötig, Grete?" fragte sie, stand aber auf und eilte davon. An der Treppe erwartete sie der Vater. Er faßte ihre Hand und führte sie ins Wohnzimmer; da stand Friedrich in tiefer Bewegung und kam auf sie zu. „Frida," sagte er, „dein Vater hat mir erlaubt, um deine Hand zu werben. Kannst du, willst du mein Weib werden?" Er hatte ihre Hand gefaßt und sah sie flehend an. Es war, als hätte sie ihn nicht verstanden. „Du hast wohl — du meinst wohl — —" stotterte sie. Der Vater hatte sich abgewandt und wischte sich die Thränen aus den Augen; auch ihm kam diese Wen-

dung der Dinge unerwartet, und er gedachte mit Bangen daran, was wohl seine Älteste dazu sagen würde.

„Frida," fuhr Friedrich fort, „ich habe dich lieb, und ich glaubte zu bemerken, daß du mir auch gut bist. Kannst du dich nicht entschließen, mir dein Jawort zu geben? Kommt dir mein Antrag denn so ganz überraschend?"

Es war Frida, als erwachte sie aus einem Traume. „Friedrich," sagte sie in ihrer einfachen Art, „ich habe allerdings nie gemeint, daß du in solcher Weise an mich denkst. Ich mag dich freilich gern und dachte, dir einmal eine treue Schwester zu werden ....."

„Ich weiß, was du meinst, ich weiß, was die Leute immer redeten; und es gab einmal eine Zeit, wo ich selbst glaubte, es werde so kommen. Aber ich habe schon lange gefühlt, daß Anna und ich nicht zusammenpassen. Anna braucht einen Mann, der ihr mehr bieten kann als ich. Es ist wohl mein inniger Wunsch, ein rechter, ganzer Christ zu sein, aber so, wie Anna mich haben möchte, kann ich nie werden. Wir würden uns gegenseitig unglücklich machen. Was ich mir wünsche und erbitte, ist eine Frau, die mich lieb hat und meine Eltern lieb hat und sie wie eine Tochter pflegt, und mit der ich mit Gottes Hilfe vereint im Christenlaufe vorwärts strebe. Das werde ich alles in dir finden, Frida. Ich will mir aber deine Antwort später holen. Übrigens glaube ich nicht, daß Anna im Ernst an mich gedacht hat; sie ist schon lange sehr kalt und zurückhaltend gegen mich, deshalb brauchst du dir keine Sorgen zu machen."

Damit ging Friedrich; er begriff selber kaum, wie er den Mut zu der langen Rede gefunden hatte. Er war

aber froh, daß er alles gesagt hatte, was ihm auf dem Herzen lag.

Frida ging wie träumend in den Garten zurück. Da saß ihre Anna, die sie so innig liebte, und starrte ins Leere. Sie fiel ihr um den Hals und weinte bitterlich. Anna weinte auch. „Nimm ihn," sagte sie kaum hörbar, „es ist besser so."

Nach einigen Tagen hieß es im Dorfe, Glasers Friedrich sei versprochen mit Frida Benker, und jedermann hatte das schon längst gemerkt und hatte es nur nicht verraten wollen.

Zwei Monate später wurde eine stille Hochzeit gehalten, und der Sonnenschein flog in ein anderes Haus, um da Liebe und Frieden zu verbreiten.

VI.

Im Benkerschen Hause ging alles seinen gewohnten Gang. Anna hatte noch mehr wie früher zu thun, sie mußte nun den ganzen Haushalt besorgen. Im Laden war sie zwar nicht mehr so nötig, denn Otto machte seine Sache recht. Er hätte sich leicht in alles hineingearbeitet, allein Anna mochte ihren Posten nicht abgeben; sie führte nach wie vor die Rechnung und verwaltete die Kasse, Otto bediente die Kunden, maß ab und verpackte, aber sein früher so fröhliches Gesicht ward täglich vergrämter. Vater Benker hatte die Oberleitung, machte die Bestellungen und half, wo es nötig war; doch fühlte er sich nicht mehr so rüstig wie sonst und hatte gerne seine gehörige Ruhe.

„Meinst du nicht, du könntest Otto nun die Rechnungen und die Kasse übergeben?“ sagte Benker eines Tages zu Anna. „Er hält sich brav, und es würde ihn jedenfalls freuen, wenn man ihm das Vertrauen schenkte.“

„Ach, Vater, die Arbeit im Laden ist mir keine Last, ich bin's nun so gewohnt. Otto hat jetzt gut brav sein, da er keine Gelegenheit zum Bösen hat; wie's aber wäre, wenn er so viel Geld unter den Händen hätte, ist eine andere Frage. Er ist nun zwar immer zuhause, aber ich merke wohl, wie es ihn zu seinen Kameraden zieht, und ich möchte nur wissen, ob er jedesmal zu Thörings hinübergeht, wenn er es sagt. „Kurz angebunden“ ist für ihn das Beste, bis er älter und verständiger ist.“

Anna sprach sehr vernünftig; aber es that doch dem Vater im Herzen weh. Er hatte schon oft gedacht, ob er

wohl recht daran gethan, daß er damals den Otto nach Hause genommen hatte. Er hätte ihn gerne im eigenen Geschäft vorwärts gebracht, aber es war kein Platz für ihn da. Anna besorgte und leitete alles vortrefflich; er hätte es ja schon durchsetzen können, daß Anna ihre Stelle im Geschäft räumen mußte, aber das wollte er nicht. Er mochte seine Anna nicht beleidigen, und seit einiger Zeit konnte sie sehr leicht gereizt sein. So schwieg er still.

Eines Morgens kam Otto nicht zum Frühstück. Als Anna hinauf ging in sein Zimmer, um zu sehen, ob er vielleicht krank sei, war sein Bett unberührt, und obendrauf lag ein verschlossenes Briefchen an seinen Vater.

Sie brachte es ihm. Es lautete:

„Lieber Vater!

Nach langen, schweren Kämpfen habe ich mich entschlossen, in der weiten Welt mein Glück zu versuchen. Ich fühle mich äußerst unglücklich. Zuhause ist kein Platz für mich, Anna besorgt ja alles aufs beste. Wenn etwas Rechtes aus mir geworden ist, so werde ich mich dir wieder zeigen. Ich gehe vorläufig nach St. zu meinem früheren Freunde Wilhelm Müller, dessen Vater ein großes Geschäft hat; ich hoffe, er verschafft mir eine Stelle. Ich bitte Dich, sende mir meine Schriften; solltest Du das nicht thun, so bin ich gezwungen, nach Amerika zu gehen. Jedenfalls aber flehe ich Dich an, laß mich nicht verfolgen, ich kann um keinen Preis in die alte Knechtschaft zurück. Bewahre mir Deine Liebe, und grüße die Geschwister, Frida besonders. Du sollst keine Schande an mir erleben, ich verspreche es Dir.

Dein Dich liebender Sohn Otto."

Benker reichte den Brief Anna hin. Sie las ihn und gab ihn schweigend zurück. Sie wechselten kein Wort über Otto; niemand hätte es Anna angesehen, daß ihr die Sache zu Herzen ging. Die kleinen Buben ließ sie von nun an thun und treiben, was ihnen beliebte; der Vater mußte die Erziehung ganz in seine Hände nehmen.

„Was hast du nur, daß du alles so gleichgültig nimmst? fragte Benker einmal.

„Sie sollen meinetwegen nicht auch vom Vaterhause in die Welt hinaus laufen," antwortete sie. „Ich hab's mit dem Otto gut gemeint."

Das war das einzige Mal, daß sie zusammen von Otto redeten.

Anna hatte sich seit einiger Zeit sehr verändert. Seit Friedrich sie verschmäht hatte, war sie still und in sich gekehrt. Sie mußte sich sagen, er hatte recht gethan; sie hätte nicht für ihn gepaßt, sie war gewohnt zu herrschen, nicht zu dienen. Auch für sie selbst war's besser so. Aber obgleich sie sich das hundertmal vorsagte, obgleich sie mit Eifer an Fridas Ausstattung genäht, und wenn Frida ihr wie abbittend ins Auge geschaut, lachend erwidert hatte: „Fridchen, sei doch nicht dumm, ich laß dir den Friedrich gern," — nach und nach hatte sich doch eine Bitterkeit bei ihr eingeschlichen, die immer größer wurde und sich wie eine Rinde um ihr Herz legte. Nicht daß sie den Friedrich nicht verschmerzt hätte, im Gegenteil, es war wirklich besser so; aber daß er sie, ein so schönes, tüchtiges, frommes Mädchen verschmäht hatte, das konnte sie nicht überwinden. Früher hatte sich alles um sie gedreht, sie war der Mittelpunkt ihres eignen Denkens und der ganzen

Familie gewesen; nun wurde sie auf einmal zurückgestellt gegen ihre unscheinbare Schwester. Das war's, was sie wurmte. Und nun, als Otto um ihretwillen das Vaterhaus verlassen hatte, weil er es bei ihr nicht mehr aushalten konnte, da wurde die Bitterkeit noch viel größer. „Dafür hab' ich nun geschafft und gelebt," sagte sie sich, „daß man thut, als wäre ich ein Drache, und doch hab' ich nur immer das Wohl der andern im Auge gehabt. Niemand versteht mich, niemand weiß mich zu schätzen." Dann konnte sie wohl in der Stille der Nacht bitterlich weinen, am Tage jedoch war sie die rüstige, thatkräftige Anna, die sie immer gewesen. Aber durchs ganze Haus ging ein ungemütlicher, düsterer Zug, daß es einem nicht wohl darin wurde; die Buben wagten kaum zu lachen, und so oft sie konnten, schlichen sie hinüber zu Fridchen.

Drüben bei Thörings war Friede und Freude. Zwar Kreuz war auch im Hause; Mutter Thöring fühlte sich schwach und hatte Schmerzen in den Beinen, man fürchtete fast, die Wassersucht setze an. Fridchen war auch nicht gesund und mußte sich recht pflegen; aber sie liebten sich alle, die Eltern und die Kinder, und machten sich mit Liebe das Leben süß. Weil Fridchen nicht immer wohl war, hatte sie die kleine Hermine Linder als Magd angestellt; das war den Eltern eine große Hilfe, und das bleiche Herminchen bekam ganz rote, dicke Backen und war allezeit vergnügt. Seit kurzer Zeit hatte Friedrich auch Vater Linder als Gesellen angestellt. Letzterer hatte früher bei einem Schreiner gearbeitet und zeigte sich anstellig und willig. War er auch langsam in der Arbeit, so fand Friedrich, daß er an dem braven Mann doch mehr hatte,

als an den windigen, fahrenden Gesellen, die ihm oft genug Not und Verdruß bereiteten. Darum hatte er sich entschlossen, Linder ganz in Dienst zu nehmen. So hatten die armen Leute Brot, und Frau Linder konnte nicht genug sagen, wie Gott es nun doch so gut mit ihnen gemacht habe. Herminchen durfte ihr auch oft Suppe und Fleisch bringen, daß sie zu Kräften kam.

„Juchhe, Frida hat ein Bübchen," rufen die Buben eines Morgens glückstrahlend. Als sie eben in die Schule wollten, hatten sie unten an der Hausthür als die ersten die große Neuigkeit erfahren und konnten dieselbe nicht schnell genug ihrer Schwester Anna übermitteln. Das war eine große Freude.

Anna eilte hinüber zur Schwester und fand sie schwach und matt, aber glückselig mit ihrem Kindchen im Arm. Da gab's nun wieder zu arbeiten und zu pflegen. Anna eilte hin und her zwischen den beiden Häusern, sie fand fast nicht Zeit zum Essen und Schlafen. Wenn doch Otto dagewesen wäre, daß der hätte den Laden besorgen können! Sie seufzte tief auf. Zum erstenmal überkam sie ein Gefühl, wie wenn sie an dem Jungen ein Unrecht gut zu machen hätte, und sie befahl ihn in einem Stoßgebet dem himmlischen Vater. Sie wußte nicht, wo er war. Der Vater hatte ihm seine Schriften an die bezeichnete Adresse nachgesandt, seitdem hatten sie weder durch ihn selbst, noch durch andere Kunde von ihm erhalten.

Viel Zeit zum Nachdenken hatte Anna zwar jetzt nicht. Der Laden, die eigene Haushaltung, Fridchen und ihr kleiner Otto erheischten zu viel Pflege. Otto! sie konnte doch den Namen nie hören ohne einen Stich im

Herzen. Warum hatte Frida ihr Kindchen gerade Otto taufen lassen?

Anna mußte dem Kleinen Patin sein, Otto war als Pate in Aussicht genommen worden, das war Fridchens Herzenswunsch. Nun stand der alte Großpapa Thöring an seiner Stelle Gevatter. Fridchen hätte es gar zu gern dem Bruder irgendwie zu wissen gethan, daß er ihr Kind aus der Taufe heben sollte; aber es durfte ihm niemand nachforschen, der Vater hatte es streng verboten.

Die Taufe war sehr feierlich. Anna zitterte, als sie das Kind zum Taufstein trug. Sie mußte immer weinen während der heiligen Handlung. War es nicht einfältig, daß die starke Anna sich eine solche Blöße gab? „Es ist wegen ihres Bruders," flüsterten sich die Leute zu.

VII.

Vier Jahre sind vergangen. In Benkers Laden sind fremde Leute beschäftigt. Da steht ein Ladendiener, und der vierzehnjährige Karl muß ihm tüchtig helfen. Anna ist nicht mehr im Laden, Vater Benker auch nicht. Wo finden wir unsere Freunde? Der alte Benker sitzt oben im Wohnzimmer im Lehnstuhl. Der starke Mann sieht gebrochen aus. Seine Haare sind grau, sein Gesicht hat jenen Schmerzenszug, der einen Menschen um zehn Jahre älter erscheinen läßt. Anna sitzt neben ihm und liest ihm vor. Dabei sieht sie ihn von Zeit zu Zeit mit unendlicher Liebe an und streichelt seine magere Hand. „Vater, soll ich dir deinen Kaffee bringen?“ fragt sie, „die Buben werden auch gleich aus der Schule kommen.“

Ist das unsere alte Anna? Es ist Anna, aber nicht die alte. Älter ist sie geworden, aber eher hübscher. Sie hat so ein liebliches Lächeln, daß es einem wohlthut, sie anzusehen. Jetzt kommen die Buben. Manierlich treten sie in die Stube, denn der Vater kann keinen Lärm vertragen. Anna schenkt ihnen den Kaffee ein, dann setzt sie sich wieder zum Vater. Der alte Benker ist an beiden Beinen gelähmt, und seine Arme sind sehr schwach; Anna muß ihm die Tasse halten, er könnte sie sonst fallen lassen.

„Wenn ich's doch nur erlebe, daß ich meinen Otto noch einmal wieder sehe, an dem Jungen habe ich was gut zu machen,“ seufzt Vater Benker. Er sagt das nicht zum erstenmal, so hieß es jeden Tag seit der Lähmung.

Anna hat es schon so oft gehört, aber jedesmal steigen ihr die Thränen in die Augen. „Nicht doch, Väterchen," sagt sie, „du hattest keine Schuld, ich war ganz allein schuld, ich war zu hart gegen ihn; aber ich weiß, Gott hat mir vergeben, und wir werden ihn gewiß noch finden und wiedersehen."

Die gute Anna, sie mußte sich festhalten an diesem Glauben, denn sie hatte schon alles gethan, um Otto zu finden; niemand kannte seinen jetzigen Aufenthaltsort. Und seinen Namen in den Zeitungen auszuschreiben, dazu hatte sie sich nicht entschließen können. Gott wird ihn uns seiner Zeit wieder schenken, das war ihre felsenfeste Zuversicht.

Da trampelte es die Treppe herauf, und herein marschierten kleine Leutchen, voran der kleine Otto mit seinem Schwesterchen Anna. „Wir kommen zum Großpapa, ich will ihm die Zeit vertreiben," erklärte Otto. „Wir können auch schon ein neues Liedchen, das wollen wir Großpapa aufsagen, und Papa kommt auch noch mit dem Luischen." Da kam wirklich Friedrich und trug auf dem Arm ein kleines, prächtiges Mädchen von einem Jahr. Das streckte auch schon seine Ärmchen dem Großpapa entgegen, denn dieser war den Kindern ganz besonders lieb.

„Wie geht es Fridchen heute?" fragte Anna ihren Schwager.

„Nicht gut," antwortete er, „sie fühlt sich heute recht elend und schwach. Man muß sie wieder heben und tragen, das arme Kind!"

„Ich komme gleich hinüber," sagte Anna, „und bringe dann die Kinder zu Bett. Dann kann ich schon

noch ein Weilchen bei Frida bleiben, es geht heute dem Vater leidlich."

Eine Stunde später schaltete sie bei Thörings drüben. Als die Kinder im Bette lagen und Herminchen, das recht tüchtig geworden war, allein fertig werden konnte, setzte sie sich zu Frida ans Bett. Letztere ist in den vier Jahren noch magerer und unscheinbarer geworden. Seit Luischens Geburt war sie nie mehr gesund. Sie hatte eine schleichende Krankheit, kein Arzt konnte etwas dagegen thun; zum Sterben war's nicht, aber wahrscheinlich auch nie mehr zum Gesundwerden. Sie hatte wenig Schmerzen, aber sie war so unendlich schwach, daß sie fast immer liegen mußte.

„Ach, Anna," sagte Fridchen, „was würde aus uns, wenn wir dich nicht hätten, du bist unser guter Engel." Dabei ergriff sie Annas Hand und zog sie liebkosend an sich.

„Bst, sage nichts davon! Alles, was ich thun kann, ist nichts gegen das, was du mir gewesen bist. Und mit allem kann ich nicht wieder gut machen, was ich früher an euch gesündigt habe."

„Du hast's immer gut mit uns gemeint," tröstete Fridchen.

„Nein, das hab' ich nicht; was ich Gutes that, das that ich nur, damit ich einen Freipaß in den Himmel hätte, und damit ich etwas vorstellte vor den Leuten. Wo ich das nicht konnte, da war's aus mit meiner Frömmigkeit. Immer wollte ich mich rühmen hören. Darum war ich auch nicht glücklich. Bei all meinem Kirchengehen und Bibellesen und Almosengeben dachte ich nur daran, daß ich mit meiner Frömmigkeit scheine vor Gott und den Men-

schen. Ich dachte immer nur an mich. Meine Person sollte stets im Vordergrund stehen."

„Mache dich doch nicht so schlecht," mahnte Frida, „du hast es doch ernst gemeint."

„Damals habe ich's freilich nicht erkannt," fuhr Anna fort, „ich hielt mich für sehr fromm; aber seit ich meinen Heiland gefunden habe, seit ich mich von ihm geliebt weiß und ich ihn wieder liebe, hasse ich mein früheres Leben. Und mit welcher Verachtung habe ich damals auf die sogenannten Weltmenschen herab gesehen! Jetzt weiß ich gottlob, daß ich nur aus Gnaden gerettet bin, ja aus Gnaden allein sind mir meine vielen Sünden vergeben, um Christi willen."

Die starke Anna war ein zerbrochenes Rohr geworden; aber nun war sie erst stark. Sie hatte sich ganz ihrem Herrn zu eigen gegeben, wie sie war, ein sündiges Gefäß; aber er hatte sie mit seiner Liebe und Gnade erfüllt.

Wie war denn Anna so ganz anders geworden? Ja wie? Wer kann das beschreiben? So wenig wir das Wachstum des Weizenkornes ergründen können, so wenig können wir sagen, wie in einem sündigen Menschen der Ewigkeitsmensch wächst. An jenem Taufstage des kleinen Otto, da hatte der Geist Gottes an ihr gearbeitet, und sie hatte ihm nicht widerstrebt. Und dann war es so allmählich gekommen, daß sie an ihrer Rechtschaffenheit und Unfehlbarkeit kleine Löcher gesehen hatte. Und die Löcher waren größer und immer größer geworden, daß ihre Blöße ihr sichtbar ward und sie zuletzt jammern konnte: Ach, ich elender Mensch! Aber wo der Keim des Übels lag, das erkannte sie noch nicht.

Da hörte sie abermals an einem Sonntage eine Predigt über die Worte: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ — Ja, so kam sie sich vor, wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Nach außen hatte sie Klang, aber was war sie inwendig?

„Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ — Also noch viel, viel frömmer als sie konnte man sein und doch vor Gott nichts gelten. Woran fehlte es denn? Die Liebe, die mußte da sein, sonst war alles, alles nichts.

„Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ — Also sogar das war möglich, ohne Liebe alle seine Habe den Armen zu schenken. Ja, so hatte sie es gemacht, das sah sie jetzt deutlich; Liebe war in ihrer Wohlthätigkeit nicht gewesen. Sie hatte ihre Armen nur gespeist und getränkt, um einen Schatz von guten Werken zu sammeln für ihre Seligkeit. Ihre ganze Vortrefflichkeit, das Beste, was sie an sich geliebt und geschätzt hatte, alles war beschmutzt und befleckt.

Was sollte nun aus ihr werden? Gott wollte natürlich nichts mehr von ihr wissen; mit solchen Menschen konnte er nichts anfangen. Er wollte heilige, gerechte Menschen, die nach seinen Geboten wandeln, und sie war mit Sünde bedeckt. Anna hörte nichts vom Schluß der Predigt. Nach dem Gesange stand sie mechanisch mit den andern auf.

Sie ging nach Hause und besorgte ihre Arbeit, aber in ihrem Herzen tönte immer das Wort: „Und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Am Nachmittag nahm sie, wie gewöhnlich, die Bibel und las. Aber ihre Gedanken konnten die Worte nicht recht fassen; ihr Herz schrie zu Gott, daß er sie nicht ganz verstoßen möchte. Und Otto stand vor ihr mit seinem traurigen Gesicht, und sie sah es klar vor sich: in dem ganzen, langen Jahre, das er nach seiner Verirrung im Vaterhause zugebracht hatte, hatte sie ihm kein einziges liebes Wort gesagt. Und doch hatte sie Mutterstelle an ihm vertreten sollen! Und nun irrte er in der Welt umher, vielleicht elend und verkommen, durch ihre Schuld.

Da war Fridchen ins Zimmer getreten, und, den Kopf an die treue Schwester gelehnt, hatte sie ihr unter strömenden Thränen alles, alles gebeichtet. Fridchen hatte wenig Worte gemacht, sie sagte nur: „Anna, verzage nicht, du hast einen Heiland, der gesagt hat: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, und: Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten.“ Das faßte sie, daran klammerte sie sich an. Gott rief sie zur Buße, er wollte sie erquicken; sie durfte zu ihm kommen, wie sie war, und er nahm sie an. Das war der Wendepunkt in ihrem Leben. Sie wurde nicht mit einem Male eine Heilige, aber als eine Arme und Geringe vor Gott nahm sie ihr Leben wieder auf und diente ihm, weil sie keine andere Seligkeit mehr kannte, als ihm, der sie zuerst geliebt und ihr viel vergeben hatte, zu dienen und ihn wieder zu lieben. Über ihr ganzes Wesen breitete sich nach und nach

eine Sanftmut aus, die jedem wohlthat, der mit ihr zu thun hatte. Die kleinen Brüder fürchteten sich nicht mehr, vertrauensvoll sprangen sie ihr entgegen, und wenn sie eine Dummheit begangen hatten, wagten sie, Anna alles zu sagen; denn wenn sie dann auch gestraft und ernst vermahnt wurden, Anna behielt sie ja doch lieb. „O wie blind bin ich doch gewesen, wie hätte ich doch schon lange so glücklich sein können!“ sagte Anna oft zu sich.

Als Anna von ihrer Schwester nach Hause kam, hielt ihr Vater einen Brief in der Hand. „Lies schnell, meine Tochter, Gott ist uns gnädig,“ sagte er. Der Brief war von Wilhelm Müller. Er schrieb, er habe soeben Nachricht von Otto aus Petersburg empfangen. Es gehe ihm äußerlich gut, er habe eine lohnende Stellung; aber es lasse ihm keine Ruhe, daß er vor vier Jahren so fortgelaufen sei und seinen Vater noch nie um Verzeihung gebeten habe. Er möchte nun gern an seinen Vater schreiben, aber bisher habe er es noch nicht gewagt, vielleicht würde sein Brief gar nicht angenommen; denn seine Schwester Anna sei gegen ihn und habe großen Einfluß auf den Vater. Wilhelm möchte sich doch erkundigen, wie es zuhause gehe und ob auch alle noch lebten. Er, Wilhelm, habe ihnen das nun sofort berichten wollen, weil er ja wisse, wie schmerzlich sie Otto gesucht hätten.

„Gott sei gelobt, es geht ihm gut,“ sagte Anna. Dann setzte sie sich hin und schrieb ihrem Bruder einen langen Brief.

Vierzehn Tage später stieg ein junger Mann am Bahnhof aus und wanderte rüstig ins Dorf hinein. Er hatte einen blonden Bart, daß man kaum den Otto Benker wieder erkannt hätte. Vor dem Benkerschen Hause stand er einen Augenblick still und sah hinauf zum Wohnzimmer. Dann trat er ein und kam, ohne anzuklopfen, ins Zimmer. Im Lehnstuhl am Ofen saß eine hinfällige Gestalt. Konnte das wirklich sein Vater sein? Otto kniete an seiner Seite nieder. „Vater," rief er, „kannst du mir vergeben?"

„Otto, mein lieber Sohn, Gott sei Lob und Dank, daß meine Augen dich noch einmal sehen dürfen," war die Antwort.

„Ach, Vater, sag' mir ein Wort der Vergebung, ich habe schwer gegen dich gefehlt. Anna hat mir geschrieben, wie ihr liebend meiner gedacht habt, und ich glaubte euch zürnend. Drum wollte ich nichts von mir hören lassen, bis ich ein gemachter Mann sei. Aber ich hatte keine Ruhe Tag und Nacht. Kannst du mir vergeben?"

„Alles sei dir vergeben, mein Kind," war die Antwort. „Wir haben dir auch was abzubitten, aber alles, alles soll begraben und vergessen sein."

Anna trat ein. Sie hatte bei Frida drüben die Freudenbotschaft vernommen. Schweigend hielten sich Bruder und Schwester umschlungen. Sie verstanden sich ohne Worte. Beide waren anders geworden und hatten in schwerer Schule Erfahrungen gesammelt.

Dann ging Otto zu Fridchen hinüber. „Fridchen, deine Liebe hat mich gehalten, daß ich brav geblieben bin in der Welt draußen. Dein Bild stand mir immer vor der Seele," sagte Otto.

Fridchen ließ ihre Kinder holen. „Das ist mein Ältester," sagte sie, „er ist nach dir genannt. Für mich bist du sein rechter Pate, wenn du auch nicht als solcher eingeschrieben bist. Ich konnte das Kind nie ansehen, ohne deiner zu gedenken."

Otto blieb nun in der Heimat. Anna hatte ihm alles nach Petersburg geschrieben, wie die Sachen zuhause ständen. Da hatte er seine Verbindungen in der Fremde so rasch als möglich gelöst, um seines Herzens tiefste Sehnsucht zu befriedigen und nachhause zu eilen. — Nun hatte Benkers Laden wieder einen Herrn, und zwar einen tüchtigen.

Vater Benkers Kräfte verzehrten sich rasch, die Lähmung schritt vor, und als das Laub fiel, trugen sie ihn hinaus auf den Friedhof. Als die Geschwister am Begräbnisabend beieinander saßen, pflogen sie ernste Gespräche. „Nimm die Marianne," sagte Anna zu Otto, „sie ist ein braves Mädchen und ist dir gut; du wirst gewiß glücklich mit ihr werden. Karl kann dann bei euch wohnen. Ich ziehe mit den kleinen Brüdern hinüber zu Fridchen. Friedrich und Frida sind beide froh darüber, und Platz ist drüben für uns alle, da Friedrichs Eltern tot sind."

So hielten sie's. Anna ward eine Dienerin, ein guter Geist am Krankenbett und in der Kinderstube. Aber sie war sehr glücklich; denn sie war „des Herrn Magd."

Nur eine Magd.

I.

In dem Pfarrhause zu St. herrschte tiefe Stille. Selbst die geschäftige Schwarzwälder Uhr, die sonst so hell und laut tickte und so gewissenhaft jede Stunde verkündete, war heute verstummt, und ihre Zeiger wiesen ernst und unbeweglich auf die fünfte Stunde. Ach, sie hatte nicht nötig, diese Stunde den Bewohnern des Hauses besonders ins Gedächtnis zu drücken. Dem, der in ihr das Liebste verloren, was er auf dieser Welt gehabt hatte, war diese Scheidestunde mit allen Einzelheiten wie mit unauslöschlichen Zügen ins blutende Herz gegraben; und die andere, die bis zuletzt neben ihm ausgehalten und deren Hand die Uhr zum Stehen gebracht hatte, als sich die Augen schlossen und das Herz, das todesmatte, nun endlich still stand, die vergaß sie auch nicht.

Draußen im Garten spielten die Kinder. Aber man hörte heute keinen Lärm und kein lautes Lachen. Sie gingen still zwischen den Beeten umher, pflückten Blumen und legten sie auf das große Tablett auf der Gartenbank. So hatte es ihnen die Dore gesagt, und vor der hatten die Kleinen gewaltigen Respekt. Von Zeit zu Zeit schlich der älteste, ein blondhaariger Knabe von fünf bis sechs Jahren, an das Haus, kletterte am Weingeländer empor und schaute mit großen, neugierigen Augen durchs Fenster, ob die Mutter noch immer schliefe.

Ja, sie schlief noch immer. Still und unbeweglich lag sie auf dem weißen Lager; die Hände, die einst so fleißig und unermüdet für Mann und Kinder geschafft hatten, ruhten fest gefaltet auf der Brust. Ein weißes Tuch deckte das stille Antlitz. Rings um die Tote waren Blumentöpfe gestellt, eine schlichte Orangerie, wie sie das ländliche Pfarrhaus zu liefern vermochte: ein paar prächtige Palmen, von der Entschlafenen mit besonderer Sorgfalt gepflegt, dazwischen blühende Fuchsien und Geranien. Zu Häupten stand ein Marmorkreuz und dahinter ein Myrtenbaum mit stattlicher Krone und dickem Stamm. Als er noch kleiner und ein buschiger Strauch gewesen, hatte er seine Zweige hergeben müssen zum Brautkranz für die bleiche Gestalt, die jetzt so still und regungslos unter ihm schlummerte. Ach, wie strahlend glücklich war sie doch damals gewesen!

Jetzt ging die Thür auf, leise, leise, und ein Mädchen kam herein, die Dore, wie das ganze Dorf sie nannte. Sie hatte die Holzpantoffeln ausgezogen, als fürchte sie, durch das Klappern den Schlummer der Toten zu stören. In der Hand trug sie ein paar halbaufgebrochene Rosen, die sie im Garten gepflückt; die steckte sie ihr vor die Brust. Sie hatte die Blumen so gern gehabt. Dann hob sie behutsam das Tuch vom Gesicht und schaute sie lange an. Suchte sie in den starren, bleichen, aber immer noch unendlich lieblichen Zügen das Bild des lachenden Kindes, das sie einst auf den Armen geschaukelt, mit dem sie gespielt und getändelt und das später, als es größer wurde, sie zur Vertrauten all seiner kleinen Leiden und Freuden gemacht hatte, bis zu dem Tage, da das heranblühende

Mädchen es ihr weinend und jauchzend verkündete: „O Dore, freue dich mit mir, ich bin Braut!?“ Und als bald darauf, viel zu früh für den Wunsch der Eltern, der Bräutigam kam, um sein junges Frauchen in sein eigenes Heim zu führen, da erschien es allen als selbstverständlich, daß Dore mit ihnen ging. Der Mutter war es eine Beruhigung, das verständige und erfahrene Mädchen bei der Tochter zu wissen. Und wer hätte wohl wie sie von früh bis spät gearbeitet und geschafft, bald im Hause, bald im Garten, immer auf den Vorteil der Herrschaft bedacht und mit dem geringsten Lohne zufrieden?

Freilich, sie war verlobt, aber ihr Bräutigam hatte Mutter und Schwestern; er konnte warten, bis sie einmal abkommen konnte. Dazu war allerdings zunächst wenig Aussicht. Die Jahre gingen, und der kleine Hausstand vergrößerte sich, ohne daß die Einnahmen reichlicher fließen wollten. Die Großeltern starben, und die Kinder wurden geboren, eins nach dem andern. Die junge Frau war viel kränklich, und die Arbeit wuchs dem Mädchen zuzeiten fast über den Kopf; aber sie wußte immer Rat und behielt den Kopf oben. Jedes Leid und jede Freude, die sie gemeinsam verlebt, schloß das Band zwischen ihr und ihrer Herrschaft noch fester, daß es ihr schier unzerreißbar schien. Immer wieder hatte ihr Bräutigam gemahnt, immer wieder hatte sie ihn vertröstet, bis er ihr vor Wochen endlich ein energisches Entweder — Oder schrieb. Sie hatte den Brief über der Angst und Sorge der letzten Zeit ganz vergessen. Heute war er ihr in die Hände gefallen. Ja, es war hohe Zeit zur Antwort; sie mußte ihm schreiben, sobald die Beerdigung vorüber.

Diese und ähnliche Gedanken gingen der treuen Dienerin durch den Kopf, während sie noch immer unbeweglich stand und auf ihre Herrin schaute. Plötzlich fuhr sie auf.

Sie mußte ja an das Essen denken und nach den Kindern sehen. Schnell trocknete sie mit dem Schürzenzipfel die Augen, dann deckte sie das Tuch über die Leiche und schlich leise, wie sie gekommen, wieder hinaus.

Eine Stunde später stand sie an der Thür des Studierzimmers und klopfte an. Niemand antwortete. Sie lauschte einen Augenblick, dann trat sie entschlossen ein.

Vor seinem Schreibtisch saß der Pastor, das Gesicht in beide Hände gelegt, vor ihm die offene Bibel. Er wandte sich nicht um, als Dore eintrat. Er weinte auch nicht. Nur von Zeit zu Zeit ging ein Zittern, wie ein unterdrücktes, krampfhaftes Schluchzen, durch seine Gestalt. Das Mädchen sah ihn eine Weile traurig und zweifelnd an, dann sagte sie:

„Wenn's dem Herrn Pastor recht ist, das Essen ist fertig, und die Kinder habe ich gerufen."

Jetzt hob er den Kopf. Dore erschrak fast über die Veränderung, die dieser eine Morgen in ihm hervorgebracht. Aber seine Stimme klang sanft und ruhig, als er erwiderte:

„Gieb du den Kindern ihr Teil, Dore, ich kann nicht essen, und sorge, daß mich niemand stört. Ich muß allein sein."

Damit sank er in seine vorige Stellung zurück. Aber so schnell ließ sich das Mädchen nicht abweisen. Sie trat dicht vor ihren Herrn hin und sagte entschieden:

„Nein, Herr Pastor, so geht das nicht. Das Alleinsitzen und Grübeln und Brüten taugt nicht für Sie. Sie sind auch nicht der Stärkste und haben heut den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen. Und dann denken Sie doch an die armen Kinder! Du lieber Gott, wenn das unsere Frau wüßte, daß die armen Dinger heute, gerade heute, so mutterseelenallein essen sollen! Es ist doch wahrhaftig schon schlimm genug, daß sie keine Mutter mehr haben, sollen sie auch noch den Vater verlieren? Und dann, nehmen Sie mir's nicht für ungut, Herr Pastor, ich bin nur eine einfältige, ungelehrte Person und weiß nicht so recht auszudrücken, was ich meine; aber Sie haben es uns in der Kirche oft so schön ausgelegt, alles, was kommt, das kommt von Gott, und daß er auch zu allem Kraft giebt, und nun, glauben Sie mir, sieht das ganze Dorf auf Sie. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pastor, aber es thut nicht gut, wenn Sie nun so den Kopf hängen lassen und sich einschließen, als ob nun alles aus wäre. Der liebe Gott wird schon weiter helfen."

Er streckte ihr die Hand hin.

„Du hast recht, Dore, Gott lohne es dir! Aber ich kann heute nicht essen."

„Nun, dann kommen Sie wenigstens und sehen sich unsere Kleine an, ob sie nicht schläft wie ein kleiner Engel," beharrte das Mädchen.

Langsam erhob sich der Prediger. Es wurde ihm schwer, sich aus seinem dumpfen, wortlosen Schmerze aufzuraffen, aber er mochte das treue Mädchen nicht kränken. Einen Augenblick später standen beide an dem Kinderwagen, den Dore dicht an ihr Bett gerückt hatte; und als sie

nun vorsichtig die Gardine aufhob, blickten sie in ein paar große blaue Kinderaugen, und ein paar runde Ärmchen streckten sich so sehnsüchtig und verlangend dem Vater entgegen, daß er der stummen und doch so beredten Bitte nicht zu widerstehen vermochte. Laut aufjauchzend schmiegte das Kind sein Köpfchen an des Vaters Brust. In dem Gesicht des Mannes zuckte es, und heiße, heiße Thränen, die ersten, die er seit langem geweint, rollten auf das Kind herab, das ahnungslos und verwundert zu ihm aufsah. Da ging die Thür auf, und die beiden älteren Knaben traten ein. Als sie den Vater erblickten, den sie den ganzen Morgen hindurch schmerzlich vermißt, stürzten sie laut jubelnd auf ihn zu. Er entzog sich ihren Liebkosungen nicht, sondern beugte sich zärtlich zu ihnen herab.

„Meine Kinder, meine armen lieben Kinder," sagte er, und immer reichlicher flossen seine Thränen.

Dore aber ging still hinaus. Sie hatte ihren Zweck erreicht und dankte Gott.

Es war Abend. Die Kinder schliefen längst in ihren Betten, nachdem der Vater, der sie den Nachmittag kaum von sich gelassen, wie gewöhnlich mit ihnen gebetet. Noch einmal beugte sich das Mädchen über die friedlich Schlummernden und lauschte ihren ruhigen Atemzügen. Dann holte sie einen Briefbogen, Feder und Tinte und begann zu schreiben. Aber es war doch ein schweres Stück Arbeit, schwerer noch, als sie gedacht, und der Nachtwächter pfiff draußen schon die elfte Stunde, als sie endlich fertig war. Sie legte die Feder fort und las den Brief noch einmal durch.

„Lieber Franz!

Du schreibst, daß ich Dich doch nun endlich heiraten soll. Das geht aber nicht, denn unsere Frau, die sehr lange krank war, ist heute Nacht gestorben. Wer sollte denn da für den Herrn Pastor und die Kinder sorgen, wenn ich auch fortginge? Nein, so schlecht kann ich nicht sein. Ich müßte mich ja in die Seele hinein schämen, wenn ich einmal in den Himmel käme und unsere Frau fragte mich, was aus ihren armen Würmern geworden sei. Aber weil Du doch nicht länger warten willst, so ist's am besten, Du schaffst Dir eine andere an. Ich war immer zu alt für Dich, und weil Du mich so lange nicht gesehen hast, ist es vielleicht ganz gut, daß es so gekommen ist, denn vielleicht würdest Du mich doch nicht mehr haben wollen. Du kriegst aber gewiß bald eine andere, die jünger ist und auch mehr hat als ich. Denn das bißchen Gesparte ist so ziemlich draufgegangen bei der langen Krankheit." — —

Erschrocken hielt sie mit Lesen inne. Wie hatte sie das nur schreiben können? Wenn sie auch ab und zu etwas zugelegt hatte, falls das Geld durchaus nicht reichen wollte, oder hinter dem Rücken etwas angeschafft, was der Arzt für die Kranke für nötig hielt, so durfte das doch niemand wissen, am wenigsten ein Fremder. Was hätte der Pastor gesagt, wenn er den Brief gelesen hätte? Pfui, Dore, schäme dich!

Und entschlossen riß sie das mühsam vollendete Schriftstück durch und begann es noch einmal abzuschreiben. Als sie an die betreffende Stelle kam, hielt sie einen Augenblick inne, dann schrieb sie weiter:

„Ich möchte aber nicht, daß Du böse auf mich wärst oder Deine Mutter, denn wir haben so lange in Freundschaft gelebt. Und wenn Du Dich verheiratest, dann schreibe mir's doch, dann will ich an Eurem Hochzeitstag an Dich denken und für Dich beten."

Nachdem sie ihren Namen darunter gesetzt und in einer Nachschrift noch viele Grüße an Mutter und Schwestern aufgetragen, faltete sie den Brief zusammen und steckte ihn in das Kouvert. Aber sie nahm ihn gleich wieder heraus, um noch einmal darunter zu schreiben, er sollte sie doch ja nicht für schlecht und treulos halten, es ginge wahrhaftig nicht anders; und weil es der liebe Gott gerade so geschickt habe, so müßte es wohl für alle so am besten sein. Denn das war der Dore Glaubensbekenntnis in einem Wort.

Dann machte sie den Brief wirklich zu und legte sich ins Bett. Aber sie konnte heute lange nicht einschlafen. Sie hatte so viel zu denken. Was er nur sagen würde zu dem Brief? Und ob er wirklich bald eine andere nahm? „Wenn's nur nicht die Auguste wird," dachte sie. Darüber schlief sie zuletzt ein.

II.

Der Tag der Beerdigung war gekommen, und das stille Pfarrhaus war fast zu klein für die Menge der Verwandten und Freunde, die in aufrichtiger Teilnahme von nah und fern herbeiströmten. Die Gräfin, die sich während der ganzen Krankheitszeit sehr freundlich und hilfsbereit gezeigt, hatte schon in aller Frühe zwei ihrer Leute mit einem ganzen Korb voll Vorräte geschickt, um Dore bei der Bewirtung der vielen Gäste zu unterstützen. Und als sie später mit ihrem Manne im Trauerhause erschien, sah man ihr die tiefe Bewegung und innige Teilnahme an. Es war auch ergreifend, wie der Prediger, dem Wunsche der Heimgegangenen gemäß, selbst die letzten Worte an ihrem Sarge sprach, ein tiefschmerzliches Lebewohl, das sich doch auflöste und ausklang in einem zuversichtlich gläubigen: „Auf Wiedersehn."

Als erste in der Reihe der Leidtragenden stand Dore, das jüngste Kind auf dem Arm, den kleinen Max fest an der Hand, während sich der älteste Knabe halb scheu an ihre Seite schmiegte, den Kranz, zu dem er selbst die Blumen gepflückt, nicht aus der Hand lassend.

Am Abend, als alle Fremden das Haus längst verlassen, saß der Kreis der Verwandten noch lange in ernstem Gespräch bei einander. Jeder hatte dem trauernden Witwer einen praktischen Vorschlag zu machen, oder einen wohlgemeinten Rat zu geben. Die meisten waren darin einig, daß es für ihn unerläßlich sei, sich sobald wie möglich nach einer älteren Dame umzusehen, die die Führung

des Haushalts und die Sorge für die Kinder übernähme. Frau Dr. Berger, die ältere Schwester der Verstorbenen, erbot sich, das jüngste Kind, die kleine Else, vorläufig zu sich zu nehmen.

Betroffen blickte der Prediger auf. Der Gedanke, sich von einem der Kinder zu trennen, war ihm noch nicht gekommen. Dore aber, die eben das Abendbrot auftrug, blieb wie versteinert in der Thür stehen. Am liebsten hätte sie gleich gerufen: „Nein, unsere Else geben wir nicht her!“ Wenn nur die Frau Doktorin nicht gar so stolz und vornehm ausgesehen hätte, ganz anders als ihre liebe, selige Frau! Aber es ließ ihr draußen keine Ruhe. So steckte sie denn den Kopf wieder zur Thür hinein und rief mitten in das Stimmengewirr hinein: „Der Herr Pastor möchte doch nur einen Augenblick hinauskommen.“

Die Stimme klang so angstvoll und dringlich, daß der Prediger sofort Folge leistete und nicht wenig erstaunt war, draußen eben nur Dore zu finden, die in heftiger Bewegung seine Hand ergriff.

„O lieber Herr Pastor, nicht wahr, das thun Sie uns nicht an, daß Sie unsere Else fortgeben? Sie ist die ganze Freude und der Sonnenschein für unsere Frau gewesen, bis zum letzten Tage, und gewiß, sie wird Ihnen auch das Haus wieder licht und freundlich machen. Nicht wahr, Herr Pastor, wir behalten unsere Else hier?“

„Meinst du, Dore, daß es mir leicht würde, mich von meinem Kinde zu trennen? Aber ich sehe wirklich keinen Ausweg. Denn eine Dame ins Haus zu nehmen, wie man mir rät, ist mir für die nächste Zeit wenigstens unmöglich, die Krankheit hat zu viel gekostet.“

„Wozu brauchen wir denn auch eine Fremde?“ grollte Dore.

„Du kannst doch nicht alles allein thun? Die Arbeit ist für dich zu viel und zu groß.“

„Mir die Arbeit zu groß? Mir die Kinder zu viel? Lieber Herr Pastor, als unsere selige Frau noch krank war und ich sie pflegen mußte, sind da die Kinder nicht auch alle Tage sauber gewaschen und gekämmt gewesen? Und haben Sie nicht alle Tage zur rechten Zeit Ihr Essen gehabt? Wenn Sie da mit mir zufrieden gewesen sind, so versuchen Sie's doch um Gottes willen noch weiter mit mir und nehmen Sie keine Fremde ins Haus.“

„Aber du kannst auch nicht immer bleiben. Ich weiß, daß du schon lange heiraten willst.“

„Das ist aus und vorbei, Herr Pastor. Ich habe jetzt nichts mehr auf der weiten Welt als dies Haus, und hier will ich mit Gottes Hilfe bleiben, bis Sie mich selber einmal wegschicken.“

Die hellen Thränen standen in ihren Augen. Auch über des Pastors Gesicht zuckte es, als wollte er sagen: „Gott lohn' es dir, du treue Seele!“ Aber er schwieg. Erst als Dore nochmals mit aller Inbrunst in ihn drang, das Kind nicht fortzugeben, sagte er in seiner ruhigen Weise: „Nun, wir wollen sehen, mir wäre es auch am liebsten so.“

Aber Dore kannte ihren Herrn und hörte mit Seelenruhe zu, wenn das Stimmengewirr bis in die Küche zu ihr drang.

Drinnen hatte der Prediger noch einen schweren Stand. Der ganze Verwandtenkreis war außer sich über seine Absicht, vorderhand mit dem Mädchen allein zu wirtschaften. Mit Frau Dr. Berger kam es fast zum offenen Zerwürfnis. „Mag die Dore immerhin ein treues und zuverlässiges Mädchen sein," erklärte sie, „sie bleibt doch eben nur eine Magd, und es ist unverzeihlich, die Kinder meiner Schwester solch einer ungebildeten Person zu überlassen."

Der Pastor hörte allem ruhig und freundlich zu, gab jedem, soweit er konnte, recht und blieb bei seiner Meinung. Es war ihm fast eine Erleichterung, als am nächsten Tage der letzte Wagen fortrollte, und es wieder still ward im Pfarrhause.

III.

Den Tagen der äußeren und inneren Unruhe und Erregung folgte nun eine Zeit stiller Ruhe und Sammlung, in der sowohl der Vater als auch Dore sich nach Kräften bemühten, den verwaisten Kindern die fehlende Mutter zu ersetzen. Die Gemeinde war nicht groß, und bei aller Treue im Amt konnte der Prediger doch einen guten Teil des Tages, den er sonst am Krankenbett oder bei seinen Büchern gesessen, seinen Kindern widmen. Und was Dore mit richtigem Takt vorausgesehen, geschah. Der Verkehr mit den Kleinen und die zärtliche Liebe, die sie ihm entgegenbrachten, bewiesen sich bald als der beste Balsam für sein wundes Herz.

Aber es bleibt ein wahres Wort: „Unglück kommt selten allein." Und das ist kein Zufall. Ist doch überhaupt der Zufall so ein eigenes Ding, von dem jedermann spricht, und das doch in Gottes weiter Welt nicht existiert. Ein frommer Mann, Valerius Herberger, sagt vielmehr: Es ist kein Wunder, daß das Unglück immer zuhaufen kommt. Denn Gott schlägt nicht zu mit einem Schwert, uns zu töten, auch nicht mit einem Stock; sondern er stäupet uns mit Ruten, da viele Zweiglein zusammengebunden sind, von denen jedes einzelne dreinschlägt und schmerzt."

Auch der Pfarrer zu St. mußte das empfinden. Mit der Trauer um sein geliebtes Weib klopfte zugleich die Sorge bei ihm an. Der Doktor und Apotheker mußten bezahlt werden, und das Einkommen war schmal und

wollte nirgends zureichen. Dazu kam, trotz seiner redlichsten Bemühung, die immer deutlicher zutage tretende Entfremdung zwischen ihm und der Familie seiner Frau, die ihm manche trübe Stunde bereitete. Und als ihm war, als ob die Wasser ihm schon bis an die Seele drängen und als ob es gar nicht mehr ärger werden könnte, da kam das böse Scharlachfieber ins Dorf und ging von Haus zu Haus; überall forderte es seine Opfer. Kaum war eine Familie, in der nicht ein Glied krank lag, und immer neue Kindergräber wölbten sich draußen auf dem Friedhof. Auch im Pfarrhaus fand der unheimliche Gast trotz aller Vorsicht Eingang und hauchte die Kinder an, daß sie alle drei in heißer Fieberglut in ihren Bettchen lagen. Ja, die Hand des Herrn lag schwer auf seinem Diener, und Dore fühlte jeden Streich mit, als ob sie ihn selbst empfangen habe. Aber ihr Herz blieb getrost. Mitten zwischen dem Seufzen und Beten fand sie immer noch ein Wort des Trostes, den tiefgebeugten Vater aufzurichten.

„Verlassen Sie sich drauf, wir behalten sie alle drei. Wie der Doktor gestern Abend so bedenklich den Kopf schüttelte, da habe ich den lieben Gott so ganz besonders gebeten: nun wäre es Zeit, nun sollte er kommen und helfen. Darauf bin ich ein bißchen auf dem Stuhl eingenickt und habe sie alle drei gesund und fröhlich um mich spielen sehen. Mag nun der Doktor sagen, was er will, ich weiß es besser. Der liebe Gott hat einen nicht noch zum besten, wenn man so schon traurig ist."

Und sie behielt recht, die Kinder wurden wieder gesund. Aber es währte lange und kostete viel Geduld und die sorgsamste Pflege. bis namentlich das jüngste sich von

der schweren Krankheit wieder ganz erholte. Der Doktor verordnete Ungarwein und kräftige Fleischbrühe. Und der Pastor begriff nicht recht, wie Dora bei dem knappen Wirtschaftsgelde das alles so reichlich und pünktlich beschaffen konnte, und daß die eine Flasche Ungarwein, welche er aus der Stadt mitgebracht, so lange ausreichte. Er fragte Dore einmal danach, aber sie meinte nur, sie habe sich auch schon gewundert, wieviel solche Flasche herausgäbe. Da gab er sich zufrieden, wünschte sich Glück, daß er solch ein verständiges und sparsames Mädchen habe, und kümmerte sich nicht weiter um die Wirtschaft; diese war ihm ohnehin ein Buch, verschlossen mit sieben Siegeln. Dore aber lachte sich ins Fäustchen, daß ihr der unschuldige Betrug so gut gelungen war, und ließ heiteren Sinnes einen Sparpfennig nach dem andern in die Stadt wandern. Dafür durfte sie die Freude erleben, daß die Rosen der Gesundheit täglich kräftiger auf den Wangen ihrer Lieblinge erblühten und daß alle mit unbegrenzter Liebe an ihr hingen.

Von großer Wichtigkeit für den kleinen Haushalt war es, daß die Gutsherrschaft sich in dieser schweren Zeit so treulich seiner annahm. Da war keine Jagd, von der nicht ein Häslein seinen Weg ins Pfarrhaus gefunden, keine Festlichkeit, bei der nicht Weißbrot und Kuchen gebracht wurden, kein Schlachtfest, von dem nicht ein paar Würste oder ein Stücklein Fleisch in Dores allezeit offenen Hände gewandert wäre. War's doch für „ihre Kinder", wie sie dieselben stets nannte.

Nichts bindet fester zusammen, als gemeinsam getragene und durchlebte Angst und Sorge, und gemeinsamer

Dank nach glücklich überstandener Gefahr. Das erfuhr Dore so recht an ihrem Herzen. Wäre ihr Bräutigam jetzt gekommen und hätte sie auf den Knieen angefleht, ihn noch zu heiraten, keine Macht der Welt hätte sie vermocht, sich freiwillig von ihren Kindern zu trennen. Der aber dachte gar nicht daran. Im Gegenteil schrieb er an Dore einen sehr zufriedenen Brief, worin er ihr seine nahe bevorstehende Hochzeit anzeigte. Das Mädchen war gerade in der Küche, als der Brief ankam. Gegen ihre sonstige Gewohnheit und ihres Respektes vor allem Geschriebenen vergessend, riß sie das Kouvert mit den Fingern auf und durchflog in fieberhafter Hast die Zeilen. Dann ließ sie das Blatt befriedigt sinken. „Gott sei Dank, nicht die Auguste!“ atmete sie erleichtert auf. Nun erst war ihr der letzte Stein vom Herzen gefallen und wurde sie wahrhaft zufrieden.

Noch an demselben Tage schrieb sie wieder, und so bildete sich zwischen ihr und dem jungen Paar ein herzliches und inniges Freundschaftsverhältnis. Ja, als später ihnen der erste Knabe geboren ward, durfte niemand anders ihn über die Taufe heben als Dore. Anfangs schien es ihr zwar ganz unmöglich, daß sie von ihrem Herrn und ihren Kindern abkommen könnte; aber der Pastor redete ihr so herzlich zu, und die Gräfin, der sie ihr Herz ausschüttete, erbot sich so freundlich, die Kinder für einige Tage zu sich aufs Schloß zu nehmen, daß sie endlich ihrer Neigung nachgab. Das war Dores erste und einzige selbständige Reise, aber sie hatte auf derselben so viel Ehre und Freude genossen, daß es, wie sie meinte, für mehr als ein ganzes Leben ausreichte.

So gingen die Jahre hin, und die Kinder wuchsen heran, gesund und blühend trotz der Leinwandkittel und schmalen Kost. Dem Prediger war es eine neue Freude und Bereicherung seines einsamen Lebens, den ersten Unterricht seiner Kinder zu leiten. Da traf es sich gut, daß der jüngste Sohn des Grafen gerade im Alter zwischen den beiden Pastorssöhnen stand. Da nun seine älteren Brüder schon das Gymnasium in der Stadt besuchten, während die beiden Mädchen von einer Erzieherin unterrichtet wurden, so nahm die Gräfin gern den Vorschlag des Predigers an, den drei Knaben täglich gemeinsam einige Stunden zu geben, während die kleine Else mit ihrer Fibel und Schreibtafel nach dem Schloß wanderte. Dort waren die wohlerzogenen und bescheidenen Pastorskinder überhaupt gern gesehene Gäste. Mancher helle Sonnenstrahl fiel von dort in Gestalt von Geburtstagseinladungen, Schlittenfahrten und Landpartien in ihr fast zu eintöniges und stilles Leben.

Da fiel eines Tages wie ein Donnerschlag mitten in diese Einförmigkeit hinein ein Brief von Frau Dr. Berger, die ihren Besuch für die Pfingstfeiertage in Aussicht stellte. Dore blieb am kaltblütigsten dabei.

„Wenn ein Soldat seine Knöpfe blank geputzt hat, braucht er die Musterung nicht zu scheuen," sagte sie.

Trotzdem rührte auch sie die Hände noch fleißiger als sonst, und für die Kinder hatte sie in Hof und Garten mit Unkrautausjäten, Beerenpflücken und Harken so viel zu thun, daß es des ganzen Respekts, den sie vor Dore hatten, bedurfte, um die aufsteigende Rebellion zu unterdrücken. Und doch hatte sie, in richtigem Takt, es sich

nie herausgenommen, eins der Kinder zu schlagen, sondern sich stets an den Vater gewandt, wenn eine besondere Unart eine ernstere Bestrafung forderte. Aber gerade das und die nachdrückliche Weise, in welcher der Prediger bei jeder Gelegenheit die Autorität des Mädchens unterstützte, machte, daß ein Widerspruch bei den Kindern fast etwas Unerhörtes war; für gewöhnlich kam Dore mit ihren beiden Hausmitteln, keine Butter aufs Brot und keine Geschichte in der Dämmerstunde, vollkommen aus. Es war überhaupt merkwürdig, wie wenig sie, trotz aller ihrer gewohnten Selbständigkeit, ihrer dienenden Stellung vergaß. Mochte ihr Herr sie noch so oft auffordern, sich zur Andacht mit ihm und den Kindern an den Tisch zu setzen, sie setzte sich unbedingt jeden Tag wieder auf den Stuhl an der Thür, den sie schon zu Lebzeiten der Frau Pastorin inne gehabt, und nahm ihre Mahlzeit nie anders als allein in der Küche ein. So konnte sie auch in dieser Beziehung dem Besuch der Dame mit voller Ruhe entgegensehen; denn er machte es für sie nicht nötig, auch nur einen Fuß breit von dem zurückzugehen, was sie sonst als ihr Recht in Anspruch nahm und für billig und anständig hielt.

In der That mußte Frau Dr. Berger sich gestehen, daß der kleine Haushalt in musterhafter Ordung sei, wenngleich der ihr zu Ehren entfaltete Luxus wenig Eindruck auf sie machte. Noch mehr aber freute sie sich, die Kinder ihrer Schwester, an die sie nur mit Bangen gedacht, nun so verständig und wohlerzogen, und, dank dem häufigen Verkehr im gräflichen Schlosse, so völlig frei von jeder linkischen Verlegenheit zu sehen. Die offene Weise,

in der sie ihre Überraschung und Freude aussprach, gewährte Dore keine geringe Genugthuung. Aber das Beste kam noch. Vor ihrer Abreise bot sie ihrem Schwager an, da ihr Mann sich einer ausgezeichneten Praxis erfreue, die beiden Knaben, sobald sie zum Gymnasium reif seien, unentgeltlich in ihr Haus zu nehmen. Brauchte sie doch nun nicht mehr zu fürchten, daß die Dorfkinder ihr Schande machen würden. Auch die kleine Else, die sie besonders in ihr Herz geschlossen, hoffte sie später auf längere Zeit bei sich zu sehen. Damit war der letzte Sorgenstein von dem Herzen des Predigers genommen, und er durfte nun frohen Mutes in die Zukunft schauen.

Hatte er früher um der Kinder willen wiederholt versucht, eine Stelle in einer größeren Stadt zu bekommen, jetzt war er gern damit zufrieden, in der ihm lieben Gemeinde zu wirken, bis der Herr ihm einst an der Seite seiner heißgeliebten Frau sein Ruheplätzchen anwies.

Bald nach der Abreise der Frau Dr. Berger kam Dore eines Tages in das Zimmer ihres Herrn, um ihm eine Bestellung zu machen. Sie fand ihn ziemlich aufgeregt in einem Kasten seines Schreibtisches wühlend. Bei ihrem Eintritt blickte er verstört auf.

„Ich begreife es nicht, Dore, aber ich kann dein Sparkassenbuch nicht finden; ich habe es doch sonst immer mit dem der Kinder aufgehoben. Freilich, die letzten Jahre waren wenig zum Einlegen geeignet, und auch du hast es nie von mir gefordert."

„Doch, Herr Pastor," erwiderte sie eifrig, „aber es ist schon lange her, als unsere selige Frau krank war, und seitdem habe ich's mir allein aufgehoben."

„Aber warum, Dore? Du solltest es lieber mir bringen, das ist doch sicherer.“

Das Mädchen stand in so sichtlicher Verlegenheit, daß es der Pastor merken mußte. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf.

„Was hast du, Dore? Ich will doch nicht hoffen — ich bitte dich, hol mir das Buch, und zwar schnell,“ setzte er dringend hinzu.

„Ich habe es nicht mehr,“ stammelte das Mädchen.

„Aber das ist doch nicht möglich! Wo hast du denn all das Geld gelassen? und seit wann hast du das Buch nicht mehr?“

„Vor den Feiertagen habe ich das letzte geholt.“ Sie stand da wie eine Verbrecherin, das hochgerötete Antlitz tief zur Erde geneigt.

Vor dem Auge des Pastors stand plötzlich das neue Kleid, das Else bei dem Besuch der Tante getragen und nach dem er zu fragen vergessen, und die reiche Bewirtung, welche bei Gelegenheit des Besuches seiner Schwägerin stattgefunden hatte. Auch tauchte aus dämmeriger Ferne die Erinnerung an eine Ungarweinflasche auf, die gar kein Ende nehmen wollte, und noch manches andere.

„Und all das schöne Geld, das du dir so mühsam gespart, und das dir so viel Freude gemacht hat, hast du für mich und meine Kinder geopfert?“ sagte er bewegt. „Wie soll ich dir das je vergelten, Dore?“

Da aber war es mit ihrer Fassung aus. Die hellen Thränen stürzten ihr über das gute Gesicht.

„Ach, Herr Pastor," schluchzte sie, „wie können Sie nur so etwas reden? Sie haben's ja gar nicht merken sollen, und das bißchen Geld ist auch gar nicht der Rede wert gegen all das Gute, was ich in ihrem Hause genossen. Mir ist immer, wenn ich an Sie und die Kinder denke und wie Sie und alle Menschen so freundlich gegen mich sind, als ob ich schon den Himmel auf Erden hätte!" — —

IV.

Den Himmel auf Erden! Ja, es kam ein Tag in ihrem Leben, viele, viele Jahre danach, wo Dore meinte, den Himmel über sich offen zu sehen. Freilich, ihre Haare waren da schon weiß, und aus den Kindern waren große Leute geworden. Der älteste war als Pfarrer in einer Landgemeinde, der jüngste als Hilfslehrer an demselben Gymnasium angestellt, das er einst als Knabe besucht; auch Else, das Nestküken, hatte längst das väterliche Haus verlassen und sich in einem benachbarten Pfarrhaus ein eigenes Heim gegründet. Seitdem lebte Dore allein mit ihrem Herrn und freute sich auf die Zeit, wo er mit dem Emeritieren Ernst machen und sein Sohn mit Weib und Kind bei ihnen einziehen würde. Denn daß er und kein anderer des Vaters Nachfolger würde, hatte der Graf fest versprochen. Dore hatte ihren Herrn lieb, sie kannte all seine Eigenheiten und ging in dem Bestreben auf, ihm das Leben recht bequem und behaglich zu machen. Aber ihr selbst kaum bewußt, sehnte sie sich doch nach Kinderlachen und Kinderzärtlichkeit. Das alte Haus erschien ihr jetzt unerträglich groß und still. An dem Tage, von dem wir sprechen, war's freilich keins von beiden. Denn nicht nur Else mit Mann und Kindern, sondern auch die Söhne waren heimgekommen, wie Dore meinte, zu des Vaters Geburtstag; in Wirklichkeit aber hatten sie sich eingestellt, um den Ehren- und Freudentag mitfeiern zu helfen, an dem die treue Magd volle vierzig Jahr in ihrem

Hause war. Da hatte sie freilich den Vorstellungen ihres Herrn nachgeben und zum erstenmal in ihrem Leben fremde Hilfe ins Haus nehmen müssen.

Als sie am Morgen völlig ahnungslos das Wohnzimmer betrat, blieb sie wie versteinert in der Thür stehen. Der große Tisch vor dem Sofa war mit einem weißen Tuche bedeckt; eine Blumenguirlande zog sich um ihn herum, und oben darauf stand, von mannigfachen Geschenken umgeben, ein großer Kuchen, um den vierzig Lichtlein brannten. Aus der Mitte seiner Kinder aber, die rings in froher Erwartung den Tisch umgaben, trat jetzt der alte Pfarrer in vollem Ornat und überreichte ihr ein goldenes Kreuz, das die Kaiserin in Anerkennung ihrer treuen Dienste gesandt. Die Stimme des Greises zitterte, als er der schweren und frohen Stunden gedachte, die Dore, fast ein halbes Jahrhundert lang, redlich mit ihrer Herrschaft geteilt hatte, und ihr dann Gottes Segen wünschte. — Dore selbst aber war vollkommen überwältigt. Es währte lange, bis sie nur so weit wieder zu sich kam, um die Geschenke einzeln anzusehen und zu bewundern, und den Kuchen anzustaunen, der in Zuckerschrift eine große 40 trug und darunter das Verslein:

„Treu allezeit, in Freud' und Leid."

Das hatte der Pfarrer gemacht und war nicht wenig stolz darauf, denn es war ziemlich das einzige Verschen, welches er in seinem ganzen Leben zustande gebracht hatte.

Die Überraschung war zu groß gewesen, Dore mußte sich erst in einem Thränenstrom Luft machen. Dann aber leuchtete ihr altes Gesicht auf, und sie sagte wieder und wieder:

„Ach, es ist ja alles viel zu viel und viel zu schön für mich. Was macht ihr doch für Aufhebens um solch eine alte Magd, wie ich bin! Ich habe ja nichts als meine Schuldigkeit gethan, und es ist lauter Gottesgnade, daß er mich so lange am Leben erhalten und mir solch eine Herrschaft geschenkt hat, wie's auf der weiten Welt nicht wieder giebt. Ach, Kinder, ich hab's immer gewußt, daß der liebe Gott es gut meint; aber daß er der alten Dore noch solche Freude schenken würde, das habe ich nicht gedacht."

Und dann trat der älteste Sohn an das Harmonium und stimmte den Choral an: „Lobe den Herren", und die ganze Familie fiel mit heller Stimme ein. Da glänzte das Gesicht der treuen Magd so selig verklärt, als ob sie schon droben gestanden hätte unter den himmlischen Heerscharen.

„Um den Abend wird es licht sein." Das Wort, das der Prediger ihr am Schluß seiner Anrede glückwünschend zugerufen, erfüllte sich buchstäblich an ihr. Sie durfte noch die Freude erleben, ihren geliebten Robert als Pfarrer in der Gemeinde zu sehen und seine Kinder in der Dämmerstunde um ihre Geschichten zu sammeln. Und dann gewährte der Herr auch ihre letzte Bitte: er ließ sie, ohne vorhergehende lange Krankheit, sanft und selig zu ihrer Ruhe eingehen, nachdem sie bis zuletzt für andere thätig und keinem zur Last gewesen war, wie sie es so oft erbeten hatte.

Nun ruht sie schon manches Jahr auf dem Kirchhof zu N., aber ihr Andenken lebt in dankbaren Herzen fort, und wenn die Pastorskinder die Gräber ihrer Großeltern

schmücken, vergessen sie nie, einen Kranz auch auf das Grab der alten Dore zu legen. Der Epheu hat mit seinen grünen Ranken den schlichten Stein fast verdeckt, der darauf ruht, so daß man die Namen kaum noch zu lesen vermag. Nur die Inschrift leuchtet hell und erkennbar aus dem dunklen Blätterrahmen hervor:

Siehe, ich bin des Herrn Magd.

LIBRARY OF CONGRESS
00025369683